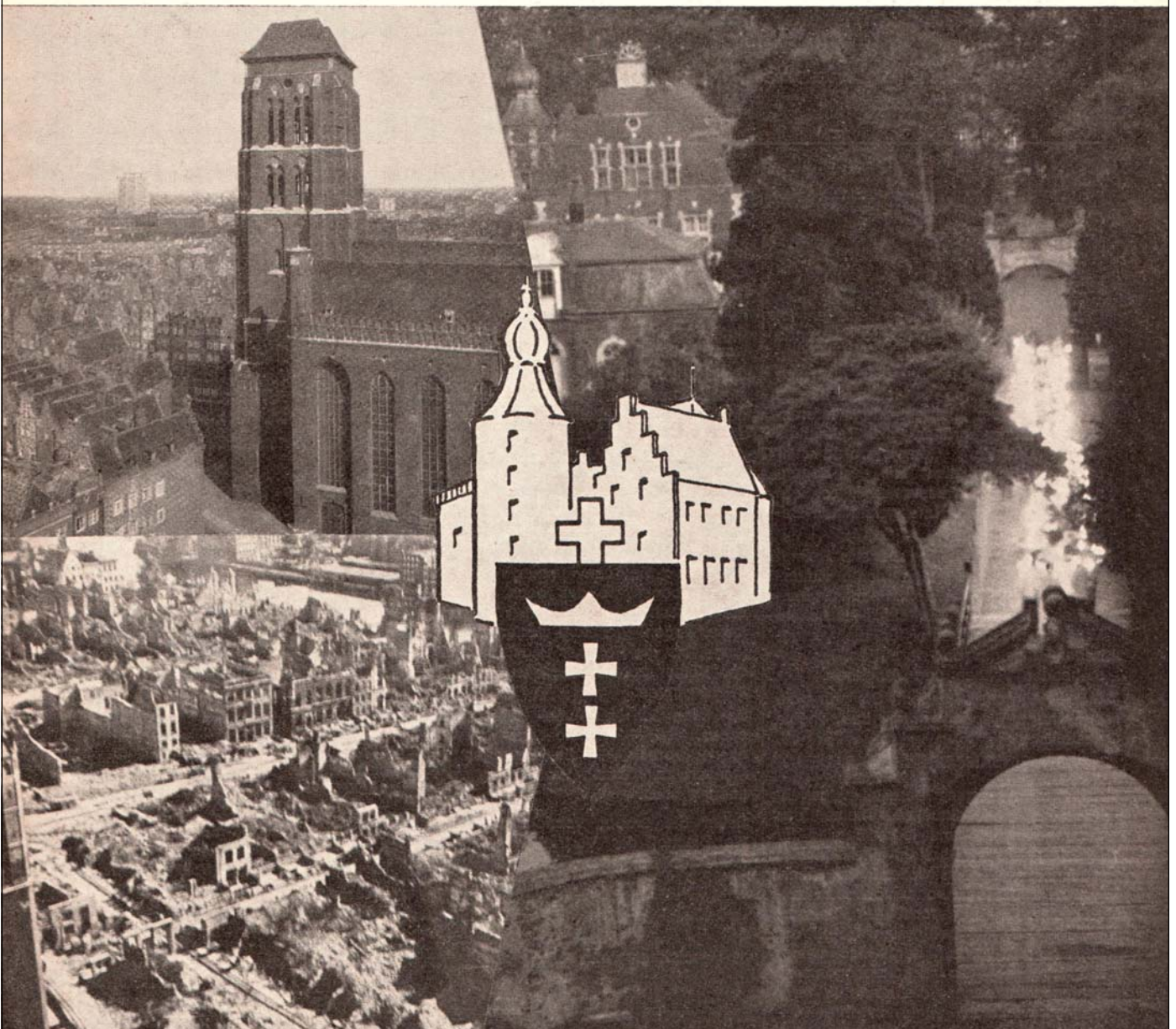


**Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend**

August/September 1976

# GEMEINSAM BRÜCKEN BAUEN



**FESTSCHRIFT ZUM 30. GEMENTREFFEN**

## Zu dieser Festschrift

Das 30. Gementreffen der Danziger Katholiken liegt hinter uns. Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend hatten beschlossen, aus Anlaß dieses 30. Treffen eine Festschrift herauszubringen. Sie ist Bestandteil der Doppelnummer August/September des Heimatbriefes der Danziger Katholiken, der vom Apostolischen Visitator der Danziger Katholiken herausgegeben und verlegt wird.

Diese Festschrift erscheint – anders als die voraufgegangenen Festschriften zum 20. und 25. Gementreffen – nach der Tagung in Gemen. Sie ist also in erster Linie eine Berichtsnummer des Gementreffens. Darüberhinaus aber soll sie Anliegen und Arbeit der beiden Bildungswerke deutlich machen.

### Die Schriftleitung der Festschrift

## Es schrieben uns zum 30. Gementreffen:

### Der Bischof von Hildesheim

Meine lieben Danziger!

Das Gemen-Treffen der Danziger ist nun eine durch 3 Jahrzehnte währende Tradition geworden. War es zuerst in starkem Maße die Jugend, die sich in Gemen traf, so wurden die Kreise der an einem Jahrestreffen Interessierten immer größer, die Teilnahme wuchs. Die Burg Gemen wurde Jahr um Jahr Stätte nicht nur der Begegnung und des Wiedersehens, sondern auch der geistigen und geistlichen Besinnung.

Es ist dabei nicht nur die alte Heimat und das aus ihr mitgebrachte Kulturgut, auf das Sie sich beim Gementreffen besinnen. Es sind in hohem Maße auch die heute für die vertriebenen Danziger und ihre Familien anstehenden Fragen und Aufgaben.

Diese Aufgaben haben Sie für die diesjährige Tagung unter das Thema gestellt:

#### GEMEINSAM BRÜCKEN BAUEN.

Das ist ein ganz positiv ausgerichtetes und hochaktuelles Thema, das jedem einzelnen und jeder Familie für ihren konkreten Bereich eine Aufgabe stellt. Gemeinsam wollen Sie überlegen, wo Sie zum Brückenbau ansetzen oder ihn fortführen können. Jeder einzelne weiß sich beauftragt und gerufen, nach dem Maß seiner Möglichkeiten den Brückenbogen zu schlagen zu denen, die heute in Ihrer Heimat, vielleicht sogar in Ihrem eigenen Hause wohnen. Solchen Brük-

*Die Festschrift wird vom Adalbertus-Werk e.V. und von der Adalbertus-Jugend herausgegeben.  
Schriftleitung und verantwortlich für den Inhalt: Hubert Erb, Olfener Str. 24, 4710 Lüdinghausen.*

kenbau kann nur einer wagen, der die Gesinnung des Friedens und die Bereitschaft zum Frieden gefunden hat. Für manche mag gerade das Frucht des vergangenen Heiligen Jahres geworden sein.

Gott sei Dank brauchen wir, wenn wir zu solchem Brückenbau uns finden, uns nicht allein zu fühlen. Ungezählt viele Heimatvertriebene haben in die alte Heimat Verbindung gefunden, nicht wenige haben die alte Heimat besucht. So enttäuschend manches auch war, das sie dort fanden, sie haben doch das, was sie fanden, als Brückenkopf genommen, und dahin schlagen sie nun immer neu den Brückenbogen, so daß nach und nach die Menschen wieder den Weg zueinander finden. Vielleicht warten wir noch lange, bis die Politiker und Machthaber der Völker zum Frieden und zur Eintracht finden.

So kann ich nur von Herzen wünschen, daß – vielleicht an den Politikern vorbei – die Danziger von Mensch zu Mensch im Frieden zueinander finden.

Seien Sie erneut versichert, daß ich als Bischof der Vertriebenen Ihr Bemühen mit meinem Gebet begleite.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

† Heinrich Maria Janssen  
Bischof von Hildesheim

### Der Apostolische Visitator für Priester und Gläubige des Erzbistums Breslau

Für die freundliche Zusendung der Einladung zum 30. Gementreffen der Danziger Katholiken danke ich herzlich! Ich habe mit Freude das reichhaltige und interessante Programm

dieses 30. Treffens gelesen und bedauere sehr, daß ich nicht teilnehmen und auch nicht einmal einen kurzen Besuch machen kann.

...Herzlich wünsche ich Ihnen und allen Mitarbeitern und Teilnehmern einen guten Verlauf Ihrer Tagung, viel Freude am Beisammensein und daraus eine Stärkung Ihrer Gemeinschaft!

Mit den besten Grüßen,

Ihr

Hubert Thienel  
Apostolischer Visitator

### Der Präsident der Arbeits- gemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen

*Verehrte, liebe Freunde  
der Danziger Diözesan-Gemeinschaft!*

Die Jahreszahl 30 in Verbindung mit Heimattreffen der Vertriebenen verdeutlicht, daß es sich hier nicht um ein erfreuliches Vereins- oder Verbandstreffen handelt, sondern ist der Ausdruck des Schicksals einer Generation. ...In den 30 Jahren Ihrer Arbeit haben auch die Mitglieder des Adalbertus-Werkes und der Adalbertus-Jugend unter Beweis gestellt, daß sie als Gesinnungsgemeinschaft ihren Schwestern und Brüdern Lebenskraft vermittelt haben. Die Meisterung des eigenen Schicksals innerhalb unserer Gemeinschaften berechtigt und befähigt uns, an der Gestaltung der gesamtkirchlichen Aufgaben innerhalb unseres Volkes mitzuwirken. Mit meinem Dank verbinde ich den Wunsch zu kraftvoller weiterer Gestaltung im Rahmen Ihrer Diözesangemeinschaft.

Mit herzlichen Grüßen  
der Verbundenheit

Ihr

Clemens Riedel

## Der Präsident des katholischen Flüchtlingsrates

...für die Einladung zum 30ten Treffen bedanke ich mich. Ich wünsche Ihrer vorbildlichen Gemeinschaft eine kräftige Wirkung Ihres aktuellen Lösungswortes und begrüße Sie in Verbundenheit.

Dr. Peter Paul Nahm  
Staatssekretär i. R.

## Der ehemalige Rektor der Jugendburg Gemen, Pastor Wilhelm Im Winkel

Aus Münster ... der Gemeinschaft der Danziger herzliche Grüße. Unter dem Leitwort „Gemeinsam Brücken bauen“ bemüht sich die Gemeinschaft der Danziger ihren Beitrag zu leisten zum Ausgleich zwischen den Völkern, zwischen Polen und Deutschen.

Gerade in Gemen, ich durfte das einige Jahre selbst miterleben, formuliert sich diese Friedensbereitschaft in besonderer Weise, bestimmt von dem gläubigen Bewußtsein, daß alle Völker in der Schöpfung Gottes ihren Sinn und Auftrag haben.

Leider kann ich aus dienstlichen Gründen Ihrer liebenswerten Einladung nicht folgen. Ich wünsche und hoffe, daß Sie Tage froher Gemeinschaft erleben und die Tagung einen guten Verlauf nimmt.

Mit freundlichen Grüßen

Wilhelm Im Winkel,  
Pastor

## Pater Leo Behneke von den Philippinen

*Liebe Landsleute in Gemen!*

...So gehen meine Grüße an alle Danziger Ostländer vom fernsten Osten der Welt. Möge auch diesmal das Treffen ein voller Erfolg sein. Wie gerne möchte man dabei sein im Rahmen der alten Hanseaten zwischen Mottlau und Radaune. Vielleicht später einmal. Bis jetzt hält der Große Ozean einen mehr im Bann als früher einmal die Ostsee von Heubude bis Zopot. Bei dieser Gelegenheit möchte ich allen lieben Landsleuten meinen herzlichsten Dank aussprechen für alle Hilfe während der langen Jahre.

...Grüße an alle, vom hochwürdigsten Visitator über alle Prälaten bis zum jüngsten „Marjellchen“.

Der Palmbaudirektor  
Pater Leo

## Zwei Teilnehmer des 1. Gementreffens

Liebe Freundel!

...Wenn Ihr in diesem Jahr im Ritteraal zusammen sitzt und in der „Mot-



Unser Oberhirte Prälat Prof. Dr. Franz-Josef Wothe bei seiner Festpredigt in der Michaelskapelle in Gemen. Ihm assistierten Rektor Bernhard Volkenhoff, der neue geistliche Leiter der Jugendburg Gemen (l.) und Konsistorialrat Dechant Gödecke (r.).

tenkiste“ kramt, dann sind wir unterwegs nach unserer alten Heimat, zur Ostsee... Schon im vorigen Jahr haben wir unseren Urlaub in Strelin bei Putzig verbracht und waren begeistert von der Aufnahme, die uns zuteil wurde. Es liegt schon eine Generation dazwischen, und wir konnten ohne Bitterkeit an all das zurückdenken, was früher war und – vielleicht verklärt in Erinnerung geblieben war. Erinnerung – dazu gehören auch die

## Gemen - das ist ein Stück Danziger Geschichte

Dies erlebte ich während des 30. Gementreffens der Danziger Katholiken vom 14. - 19. 7. 1976.

„Brücken bauen“ war das Motto der Tage. Viel Energie und Mut steckt darin.

Viel Energie und Mut steckt darin, wenn die gebürtigen Danziger nach der Zwangsumsiedlung und Vertreibung stets von neuem die Wurzeln der eigenen Heimat und des eigenen Glaubens freilegen, um Brücken zu bauen nach Polen.

Viel Energie und Mut steckt darin, wenn die hier Geborenen Brücken bauen zu den Schicksalen und Erfahrungen der Älteren, wenn sie sich auf den Weg machen, die Geschichte der Ahnen zu entdecken und damit auch die Geschichte ihres eigenen Lebens, die immer viel größer ist als die Zahl der eigenen Jahre.

Viel Energie und Mut steckt darin, wenn jung und alt miteinander Brücken bauen von heute auf morgen hin. Denn die Geschichte geht weiter und

Gemen-Treffen der ersten Jahre nach der Vertreibung – alte Heimat und neuer Anfang zugleich.

Gemen – auch im persönlichen Bereich für sehr viele mehr als nur ein jährliches Treffen – Freundschaften wurden geschlossen, und aus den Heiratsmitteilungen im Gemenrundbrief „Wir von der Weichsel“ ging alles Weitere hervor! Auch wir sind solch eine „Gemen-Familie“.

So, nun wünschen wir Euch allen frohe Tage und einen guten Verlauf des Treffens, und wenn Ihr Euch an den Beginn der Gemen-Treffen erinnert, denkt auch ein wenig an uns.

Mia und Butz Pischke

## Eine Teilnehmerin, die 1975 zum erstenmal in Gemen war

*Liebe Danziger auf der Burg Gemen!*

...An dieser Stelle möchte ich Ihnen meinen Eindruck vom letzten Jahr in Gemen mitteilen. Es war für mich das schönste Erlebnis der Gemeinschaft in wenigen Tagen. Jeder wurde angenommen, jeder fühlte sich zugehörig, jeder teilte dem anderen mit, was er besaß an Freuden, Singsang, Geselligkeit, Interessen, und jeder war fähig, dem anderen Raum zu geben, daß man sich geborgen wußte. Ganz herzlich möchte ich Ihnen allen für das so wertvolle und schöne Erleben danken.

...Es grüßt Sie, Jung und Alt, froh und fröhlich, gesund oder geplagt,

Ihre dankbare Schwester  
M. Herta, a. D. J. Chr.

die Zeit eilt. Die Geschichte der Älteren soll den Jüngeren helfen im Heute und Morgen und Übermorgen. Wenn die Geschichte der Älteren sich präsentierte unter dem Anstrich des Ewig-Gestrigen, dann könnte den Nachgeborenen der Zugang zur Quelle versperrt werden.

In Polen werden Kirche und Christen stark zensuriert. Hierzulande ist weit verbreitet die Angst davor, religiös zu sein. Ob die künftigen Treffen hier nach Antworten suchen werden?

Mir klingt nach in den Ohren die etwas gespannte Frage: Wie wird wohl die neue Leitung der Burg zu den Danzigertreffen stehen? – Ich wiederhole: Ich möchte zusammen mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Jugendburg das in unseren Kräften Stehende tun, damit Gemen in Zukunft weiterhin ein Stück Danziger Geschichte sein kann.

**Bernhard Volkenhoff,**  
Geistlicher Leiter der Jugendburg

# Christen als Brückenbauer

Prof. Paulus Lenz-Medoc, von der Sorbonne, Paris, entwickelte in seinem Festvortrag über Christen als Brückenbauer folgende Gedanken:

„Brückenbauer“ ist kein biblisches Bild und Wort. Weder das Alte noch das Neue Testament kennt diesen Begriff. Die Hl. Schrift spricht vom Weg („Ich bin der Weg“), nicht von der Straße und nicht von der Brücke.

Über die heidnisch-römische Religionsgeschichte ist nach alter Überlieferung der Brückenbauer, der Pontifex, nach langem Zögern und Widerstand, erst als man die heidnischen Erinnerungen für erloschen glaubte, in die christliche Sprache übernommen worden. Seitdem hat es eine christliche Ordensgemeinschaft der Brückenbauer-Brüder gegeben und haben Theologen und Seelsorger diesen Begriff vertieft. So kann man sagen, daß der „Brückenbauer“ zwar kein biblischer, aber doch schon seit frühen Zeiten ein nicht mehr weg zu denkender christlicher Begriff ist, der vom Willen des Christen zum Verkehr, zum Hinübergehen, zum Miteinander, zur Gemeinschaft, zum Dialog, zur Versöhnung, zum Frieden zeigt. Wie hätte auch der Christ, der gleichzeitig in zwei Welten lebt, dem Hier und dem Jenseits, dem Gott selbst eine Brücke gebaut hat zu sich in die Ewigkeit, auf dieses Bild verzichten können, zumal es eindringlich den Willen, das Planen, die Mühe um eine geordnete Welt und damit die menschliche Antwort auf Gottes Friedensgebot ausdrückt.

So ist Brückenbauer gleichbedeutend geworden mit Partner, Friedenssucher und Friedensstifter und damit ein Ehrentitel für jeden Christen wie der Pontifex für Papst und Bischöfe.

Im Alten und im Neuen Testament zentral aufgerufen, den Frieden mit Gott und aus diesem Frieden in und mit Gott den Frieden mit den Menschen zu wollen und zu erwirken, ist der Christ wesentlich Brückenbauer zum Bruder, zu den andern, den Nahen und den Fernen, bis an die Grenzen der Erde, zwischen den einzelnen und den sozialen Gruppen und international zwischen den Völkern.

Dieser Friede ist keine Utopie, sondern die Wirklichkeit, die Gott will. „Er gebietet den Völkern Frieden“ (Zach, 9,10). Er „verleiht dem Lande Frieden“ (Lv, 26,6); er fordert „Frieden mit mir zu schließen, ja, Frieden mit mir zu schließen“ (Is, 27,5). Er will, daß ein Reich des Friedens werde, in dem die Rüstungen überholt sind: „Ihre Schwerter schmieden sie um zu Pflugscharen und ihre Speere zu Rebmessern. Nicht mehr wird Volk gegen Volk das Schwert erheben“ (Is, 2,4). Dieser Friede ist auch keine Ideologie, denn er kann nicht isoliert gewollt werden. Er ist untrennbar von allen Grundwerten und ist nur denen versprochen, die „wandeln im Lichte des Herrn“.

Den im Alten Testament aufgezeigten Frieden erhöht und vollendet das Neue. „Friede“ wird der Gruß der Christen. „Der Friede Gottes, der alles Begreifen übersteigt“ (Phil, 4,7), dieser Friede ist ein Geschenk Gottes und dann eine Kraft, die „eure Herzen und Gedanken behüten“ wird. „Strebt nach Frieden mit allen und nach Heiligung“ (Hebr, 12,14). Friede und Heil, Friede und Heiligung sind nicht zu trennen. Der geoffenbarte Gott ist ein Gott des Friedens. „Nur der Friede, nicht der Krieg ist Geist vom Geiste Christi“ (Card. Faulhaber, Silvester 1928). Der wahre und gerechte Friede ist gewiß nicht ohnehin für heute, aber seine Größe ist kein Einwand gegen seine Verpflichtung und Wirklichkeit.

Von diesem Friedensgeiste durchdrungen sein, ist die fundamentale Bedingung für den christlichen Brückenbauer. Die andere ist, das Terrain kennen, über dem er die Brücke

errichten soll, und die dritte, die Kunst des Brückenbaus beherrschen.

Beschränken wir uns hier und heute auf unsere Brückenbauerpflichten gegenüber unserm angestammten polnischen Nachbar, so ergibt sich unsere erste Aufgabe aus unserer Verbundenheit mit der großen Mehrheit des polnischen Volkes im christlichen und sogar im katholischen Glauben. Aus dieser Glaubensverbundenheit haben wir uns seit dem Münchener Eucharistischen Weltkongreß unter das verpflichtende Beispiel des seligen Paters Kolbe gestellt. In den letzten Tagen konnten wir dankbar Kenntnis nehmen von neuen Reisen deutscher Bischöfe nach Polen. Dieses Mal sind die Bischöfe Moser und Tewes und der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz in Polen gewesen. Besonders hoffnungsvoll und als dringend nachahmenswert erscheint es uns, daß Bischof Moser sich mit polnischen Bischöfen in Begleitung von Bischöfen dritter Nationen und besonders der polenfreundlichen französischen getroffen hat. Das kann das Mißtrauen gegen uns Deutsche verringern, die Annäherung begünstigen und festigt den universalen Geist der Kirche. Aus derselben Glaubensverbundenheit erstet uns die Pflicht zur wachsamem Informierung über die Lage der katholischen Kirche in Polen. Mit Bedauern und Protest entnehmen wir der DOCUMENTATION CATHOLIQUE vom 14. 7. 1976 die neueste Verschärfung der staatlichen Zensur über das kirchliche Leben in Polen. Zur Ehre Polens hätten wir gewünscht, keine Gelegenheit zu haben, Anwendung nationalsozialistischer Praktiken in Polen feststellen zu müssen.

Unsere Glaubensverbundenheit mit den polnischen Katholiken vermindert in nichts unsern Friedenswillen mit der gesamten polnischen Nation. Alle unsere anderen drängenden Aufgaben im deutsch-polnischen Brückenbau: die historische Bereinigung, die kulturelle Verständigung, unsere Sorge über die Menschenrechte der polnischen Minderheit bei uns und der unsrigen in Polen, die Erörterung der uns noch trennenden politischen Probleme im Geiste aufrichtiger Versöhnung und tiefer Gerechtigkeit, unsere Anteilnahme am wirtschaftlichen und sozialen Wohlergehen Polens, sollten uns steter Anlaß sein, Polen zu beweisen, daß nur sein Glück uns Freude, seine Nöte dagegen uns nur Leid bereiten können. Die Brücke von Deutschland nach Polen mit allen unsern Kräften auf den Pfeilern der Wahrheit und Gerechtigkeit zu errichten, wird die Erprobung unseres Verständnisses der Verheißung sein, die „die Friedfertigen...Söhne Gottes“ nennt (Mt, 5,9).



Ein Schnappschuß vom 2. Gementreffen 1948, in der Sitzreihe ganz rechts der erste Jugendseelsorger der Gemeinschaft der Danziger katholischen Jugend Dr. Alex Olbrisch †

# Wie es anfang . . .

1947 räumten ehemalige „Fremdarbeiter“ der Nazizeit, meist Polen, die Burg Gemen, die ihnen als Unterkunft von der Militärregierung zugewiesen worden war. Der Eigentümer der Burg, Graf Veelen-Landsberg, bot die fast völlig leergeplünderte Burg dem Bistum Münster an und der damalige Kapitularvikar von Münster Vorwerk (der Bischof von Münster, Kardinal von Galen, war kurz nach Erhebung zum Kardinal gestorben) schickte den Jugendseelsorger der Diözese, Bernhard Wormland, nach Gemen, um die Burg als „Jugendburg“ einzurichten. Als ersten Laien fand er einen Mitarbeiter in Hans Leenen, der zum Burgwart ernannt wurde und wochenlang ganz allein in der Burg residierte. Mit primitivsten Mitteln und mit Unterstützung der Militärregierung wurde die Burg notdürftig eingerichtet. In jenen Tagen war ich Mitarbeiter von Prälat Wolker in Altenberg, gründete dort das Sozialamt der Katholischen Jugend und leitete verschiedene Maßnahmen der Jugendsozialarbeit. So kam denn auch der Diözesanjugendseelsorger von Münster, Wormland, zu mir, um etwas für die Burg zu bekommen. Ich fuhr mit ihm nach Gemen, um mir die Burg an-

zuschauen. Das war im Frühjahr 1947. Nach der Begrüßung von Hans Leenen und nach Besichtigung der Burg, kam mir der Gedanke, die zerstreute und vertriebene Jugend von Danzig einmal nach Gemen einzuladen. Termenschwierigkeiten von Seiten der Burg gab es nicht. Einen Terminkalender hatte man noch nicht. So vereinbarten wir einfach einige Tage, wobei allerdings folgendes feststehen mußte: In der Burg selbst konnten nur die Mädchen auf Feldbetten in Sälen übernachten. Die Jungen mußten in Zelten auf dem Vorhof der Burg untergebracht werden. Das Kochen mußten wir selbst in „Gulaschkanonen“ übernehmen, Lebensmittel mußten wir selbst besorgen. Nun, das war eine ganze Menge, was auf uns zukam! Und es blieb das Ganze bis zuletzt ein großes Wagnis! Einige Danziger Frauen übernahmen das Kochen, die Gulaschkanne stellten die Engländer, die Kartoffeln lieferten gute Leute aus Altenberg, Brot, Fett und Hülsenfrüchte lieferte eine katholische Wohlfahrtsstelle aus USA, manches schickte der Caritasverband aus Köln und Düsseldorf. Die Zelte für die Jungen entstammten Militärbeständen und kamen über die

Militärregierung. Einladungen gingen über den Rundfunk (auch über BBC London), über die bescheidenen Informationsdienste, die die Zeitungen belieferten, über Pfarrämter und nicht zuletzt über einige hundert Rundschreiben, die wir von Altenberg an jede mir vorhandene Danziger Anschrift verschickten. Und sie kamen, angemeldet und unangemeldet, viele Hundert. Jeder packte mit an. Es war eine Freude unter allen und eine Bereitschaft zum Mitarbeiten. Das war einmalig! Im Rittersaal und im anschließenden Saal – wir mußten die Türen öffnen – saßen alle auf dem Boden. Wir besprachen unsere Situation, machten Pläne in die Zukunft. Kaplan Alex Olbrich gewann sich besonders schnell die Herzen der Jungen und Mädchen. Sie wählten ihn zum Jugendseelsorger, den heutigen Pfarrer Gerhard Hoppe zum Jungenfürher, Evelin Drossel zur Mädchenführerin. Wir riefen die Gemeinschaft der Katholischen Jugend aus dem Bistum Danzig aus und gründeten damit die erste katholische landsmannschaftliche Vertriebenenorganisation. Die Tage in Gemen gingen allzusehnell dahin. Als wir auseinander gingen, versprachen wir, jedes Jahr wiederzukommen. Wir haben das Versprechen gehalten. Dreißig Jahre sind daraus geworden.

Prälat Wothe

## GEMEN – und was jetzt?

Die kirchliche Vertriebenenarbeit muß sich immer wieder befragen lassen, ob sie noch notwendig sei und welche Aufgabe sie habe. Wir wissen, daß es viele Kräfte innerhalb und außerhalb unseres Landes gibt, die die Vertriebenenarbeit für höchst überflüssig, ja schädlich halten. Unterstützung und Förderung unserer Arbeit von außen sind immer geringer geworden. Aber solange wir uns nicht selbst aufgeben, solange wir im Dienste ureigener Aufgaben stehen, solange wir gemeinsam etwas leisten, solange werden wir **uns halten können**. Zu den Aufgaben der ersten Stunde sind im Laufe der Jahre immer neue Aufgaben hinzugekommen.

Drei Aufgaben machten unseren Weg durch 30 Jahre hindurch aus. Die erste Aufgabe hieß und heißt: **Vergeßt die Heimat nicht!** Pflegt die heimatliche Kultur, das heimatliche Brauchtum und die heimatlichen Sitten! Das alles gruppiert sich um Heimat und Glaube, wobei wir immer wieder betont haben, daß der praktisch gelebte Glaube eingebettet war in viele Sitten und Bräuche der Heimat. Mit dem Verlust der Heimat haben viele ihre religiösen Bindungen verloren, ihre Beziehung zur Kirche. Daß beides erhalten blieb, war für uns eine Aufgabe, der wir gedient haben. Und zwar nicht ohne Erfolg.

Die zweite Aufgabe hieß und heißt: **Eingliederung der Vertriebenen in die neue Heimat**. Je deutlicher es sich im Laufe der Jahre herausstellte, daß eine Rückkehr in die

alte Heimat nicht möglich wurde, um so mehr mußte getan werden, daß die Vertriebenen hier eine neue Heimat endgültig finden konnten. Das mitgebrachte geistige Erbgut, unserer Vorfahren, die in unserer Heimat gelebte Wirklichkeit sollten dabei nicht untergehen. Mit den Menschen sollten sie in die Gesellschaft der Bundesrepublik eingegliedert werden. Das ist ein langer, schwieriger Prozeß, wird bei den älteren langsamer vor sich gehen als bei den jüngeren, ist nicht nur die Sache einer Generation. Unsere Treffen sind dafür immer wieder lebendiges Zeugnis. Die Aufgabe ist auch noch nicht erfüllt. Sie stellt sich immer wieder neu.

Die dritte Aufgabe hieß und heißt: **Brücken schlagen zu den Menschen der alten Heimat!** Wir wollen keinen „Revanchismus“, sondern Frieden im Sinne der Völkerverständigung. Alte Erbfeindschaft soll ebenso überwunden werden, wie Vorurteile von Volk zu Volk beseitigt werden sollen. Auch das ist ein mühsamer, langwieriger Prozeß. Vom ersten Gementreffen vor 30 Jahren richteten wir eine Grußbotschaft an die katholische Jugend Polens. Die Zeit war noch nicht reif, daß sie angenommen wurde. 30 Jahre später stellten wir das Gementreffen unter das Losungswort des Brückenbaus. Je mehr und besser wir uns auf dem Boden des Realismus wechselseitig verstehen, um so mehr dienen wir dem Frieden. Sehr viele Danziger sind in den letzten Jahren in die alte Heimat gereist, viele.

schon zum wiederholten Male. Mag auch am Anfang der Gedanke vorherrschend gewesen sein, die alte Heimat wiedersehen zu können, so ist doch sehr oft mehr daraus geworden. Freundschaften wurden angeknüpft, menschliche Verbindungen geschaffen, wechselseitige Beziehungen entwickelt. Viele kamen zu Gegenbesuchen in die Bundesrepublik. Man lernt sich verstehen, schätzen, lieben. Man hilft einander. Erschwert wird dieses Bestreben durch die Tatsache, daß wir in verschiedenen, sich widersprechenden politischen Systemen leben. Das heutige Polen ist ein kommunistischer Staat. Aber die polnischen Menschen sind unsere Glaubensbrüder in unserem Herrn Jesus Christus. Die katholische Kirche Polens ist treues Glied unserer gemeinsamen Mutterkirche. Die Polen sind fromm und gläubig. Sie müssen ihren Glauben und ihr kirchliches Leben gegenüber ihrem Staat mutig verteidigen. Sie sind nicht frei in ihrem religiösen Tun und Lassen. Und wir? Wir haben die Freiheit, aber bei uns hat der Wurm unser Glaubensleben und unsere kirchliche Praxis vielfach angegriffen. Unser Volk ist weithin nicht mehr fromm. Wir haben das Beten verlernt, der Besuch des Gottesdienstes hat nachgelassen, die christliche Moral bietet nicht mehr die ethische Stütze unseres Staates. In dieser Situation Brücken zu bauen zwischen Deutschen und Polen ist eine schwere Aufgabe, die gerade uns Vertriebenen aufgegeben ist. Wir wollen ihr dienen. Das 30. Gementreffen rief uns dazu erneut auf.

## Die Probe der Bewährung

Jetzt kommt eine vierte, sehr wichtige drängende Aufgabe hinzu, die viele Vertriebene noch nicht richtig erkannt haben. Sie zu erfüllen, wird die Probe der Bewährung für uns sein. Wenn es uns nicht gelingt, diese Aufgabe aufzugreifen und das Problem, das dahintersteckt, einer guten Lösung zuzuführen, dann ist unsere Arbeit mit Blick auf die ersten drei Aufgaben unglaubwürdig. Ich spreche von den Spätaussiedlern. Ob die Bezeichnung „Spätaussiedler“ richtig ist, mag dahingestellt sein. In jedem Falle wissen wir, wer damit gemeint ist. Es sind jene Deutsche bzw. Danziger, mit denen wir vor 1945 in der alten Heimat zusammenlebten, die aber nicht — wie wir — ausgewiesen wurden, weil sie für den Aufbau der polnischen Volkswirtschaft (Werften!) benötigt wurden oder denen es gelungen war, in der Heimat zu bleiben, weil sie damals noch glaubten, die Verhältnisse würden sich einmal wieder ändern. Im Laufe der Jahre, als sie sahen, daß endgültige Verhältnisse geschaffen waren, bemühten sie sich verstärkt um ihre Aussiedlung in die Bundesrepublik. Ganz wenigen gelang es, herüberzukommen. Nun scheinen auf Grund des Polenvertrages bessere Möglichkeiten zur Umsiedlung zu bestehen. Das gilt für Schlesien, fürs Ermland, aber auch für Danzig. Wieviele Spätaussiedler aus Danzig, d. h. aus dem Gebiet des Freistaates, das sich auch heute noch mit dem Gebiet der Diözese Danzig deckt, kommen werden, wissen wir nicht, weil uns präzise Zahlen von Deutschen, die in Danzig „zurück geblieben“ sind, genau so fehlen, wie die Zahlen derer, die Anträge auf Umsiedlung stellen werden bzw. gestellt haben. Da die meisten Spätaussiedler katholisch sind, haben die deutschen Bischöfe in den letzten Wochen eindringliche Appelle an die Katholiken gerichtet, sich der Spätaussiedler in den Gemeinden in besonderer Weise anzunehmen. Die Pfarrgemeinderäte wurden gebeten, eigene Ausschüsse zu bilden, die sich dieser Aufgabe widmen sollen. Es kommt weniger auf materielle Hilfe an, diese gewährt in großzügiger Weise der Staat. Viel wichtiger ist die menschliche, geistige und seelsorgliche Hilfe, die der Staat nicht leisten kann. Und hier sind wir, die wir ähnliche Schicksale durchgemacht ha-

ben, in erster Linie aufgefordert. Ich höre mit Freude und Dank, daß in vielen Gemeinden bereits vieles geschieht, und ich weiß auch, daß Danziger dabei sind, wenn der Pfarrgemeinderat um Mitarbeit bittet. Aus zwei Gründen wird die Arbeit sehr erschwert. Erstens ist die Erfassung der Spätaussiedler sehr schwierig. Sie kommen alle durch das Durchgangslager Friedland, wo sie meist nur wenige Tage bleiben. Dort werden sie registriert und werden dann als Einzelfamilie irgendwohin eingewiesen, entweder in ein weiteres Lager oder in Gemeinden. Dort gehen sie dann in ihrer Vereinzelung in der Anonymität der Gesellschaft unter, und eine Betreuung ist fast ausgeschlossen, weil sie keine Kontakte haben, falls sie diese nicht bewußt suchen. Und das sind verhältnismäßig wenige, weil sie meist infolge der Sprachschwierigkeit sehr zurückhaltend sind. Hier wird der zweite Grund für die Schwierigkeit der Arbeit unter Spätaussiedlern sichtbar. Nach dreißig Jahren haben sich die Verhältnisse in Kirche und Gesellschaft so auseinanderentwickelt, daß eine breite Zone der Fremdheit zwischen uns liegt. Diese Fremdheit muß überwunden werden. Das geht nur von Mensch zu Mensch, von Familie zu Familie. Man braucht dazu viel Liebe und Geduld. Wenn es nicht gelingt, diese Zone der Fremdheit durch systematische Pflege zwischenmenschlicher Kontakte zu überwinden, werden die Spätaussiedler hier nicht heimisch, auch kirchlich nicht, weil hier alles so anders ist, schon allein in der Gottesdienstgestaltung und im kirchlichen Liedgut. Die Folge davon ist: Einige tausend Spätaussiedler sind enttäuscht nach Polen zurückgekehrt. Das ist eine Anklage, ja eine Schande für uns!

## Vor einer neuen Aufgabe

So sehr ich nun begrüße, daß viele unserer Landsleute im Bereich der Spätaussiedler in ihren Gemeinden mit tätig werden, so möchte ich darüber hinaus für die Spätaussiedler aus Danzig eine eigene Aktion ins Leben rufen unter dem Losungswort:

### „Danziger helfen Danzigern!“

Im einzelnen stelle ich mir die Aktion so vor: Im Lager Friedland erhalten alle Spätaussiedler aus Danzig, soweit sie sich bei der Caritasstelle melden, ein **zweisprachiges Flugblatt** in Deutsch und Polnisch, auf dem ihnen in Verbindung mit einem Grußwort gesagt wird, daß es in der Bundesrepublik Deutschland einen eigenen Apostolischen Visitator für die Danziger gibt, daß wir das Adalbertuswerk, die Adalbertusjugend, den Heimatbrief, einige örtliche Gemeinden und regionale Treffen haben. Auf einem angehefteten Anmeldezettel werden sie gebeten, ihre Anschrift dem Visitator mitzuteilen. Dieser antwortet mit der Angabe einer Patenschaftsanschrift. Es soll also jede Danziger Spätaussiedlerfamilie eine hiesige Danziger Familie als Paten- und Kontaktfamilie bekommen. Ich bitte also alle unsere Landsleute, die diese Aktion mitmachen, um Angabe ihrer Anschrift. Wir stellen dann die Kontakte her. Dabei handelt es sich nicht um wirtschaftliche Patenschaften, sondern ausschließlich um menschliche Kontakte. Wieviele sich auf diesen Aufruf hin melden werden, weiß ich nicht. Wieviele Danziger Spätaussiedler kommen werden, weiß ich auch nicht, aber ich meine, wir sollten einmal anfangen und sehen, was daraus wird. Das Thema soll uns jedenfalls nicht zur Ruhe kommen lassen. In den nächsten Heimatbriefen wird weiteres gesagt werden. Merken Sie sich bitte heute schon das Stichwort:

### AKTION SPÄTAUSSIEDLER DANZIGER HELFEN DANZIGERN!

Prälat Wothe

# »Aufrechnung der Schuld von der einen und anderen Seite ist unmoralisch«

Prof. Dr. Gotthold Rhode berichtet in Gemen über die deutsch-polnischen Schulbuchkonferenzen

Seit langem bemühen sich das Adalbertus-Werk und die Adalbertus-Jugend, die Geschichte des polnischen Nachbarvolkes kennenzulernen und die geschichtlichen Berührungspunkte der beiden Nachbarvölker frei von romantischer Verklärung, nationaler Verherrlichung und von jedem Vorurteil zu betrachten. Daher wurden von unseren Gemeinschaften die Kontakte von deutschen und polnischen Wissenschaftlern, Verlegern und Autoren in den sogenannten Schulbuchkonferenzen verfolgt. In letzter Zeit mag sich jedoch bei manchem Beobachter Skepsis und Enttäuschung breitgemacht haben. Sind doch die Ergebnisse für die Zeit nach 1945 vor allem von Brisanz, wenn man sie nur oberflächlich betrachtet.

Daher wurde mit Spannung beim 30. Gementreffen der Vortrag von Prof. Dr. Gotthold Rhode, Mainz, erwartet. Der Redner gab zunächst einen Überblick über die „Geschichte“ der Schulbuchkonferenzen und über ihre Aufgaben und Ziele.

Die Idee der Schulbuchkonferenzen geht schon auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurück. 1936/37 jedoch hörten alle internationalen Kontakte zur Bereinigung des Ballastes in den Geschichtsbüchern der einzelnen Länder auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Braunschweiger Schulbuchinstitut ins Leben gerufen, das sich dieser Aufgabe widmete.

Im ersten Nachkriegsjahrzehnt herrschte auf deutscher Seite große Unsicherheit, bis Enno Meyer 1956 47 Thesen zur deutsch-polnischen Geschichte im Braunschweiger Schulbuchinstitut veröffentlichte. Die Thesen fanden Widerhall: Noch 1956 antwortete der polnische Historiker Gerhard Labuda und erkannte die Notwendigkeit der Bereinigung der Geschichtsdarstellung auf polnischer und deutscher Seite an. Die Polen wollten allerdings erst zu Verhandlungen kommen, wenn deutscherseits die Oder-Neiße-Linie anerkannt worden sei. Dennoch fanden Konferenzen statt. Sie waren jedoch inoffiziell. Erst 1972 erhielten sie offiziellen Charakter.

## Teilnehmerkreis und Aufgaben

Der Teilnehmerkreis hat sich im Laufe der Jahre immer wieder geändert. Es gab bei den Verhandlungen auf deutscher Seite so gut wie keine Kontinuität. Unter den zwölf regelmäßigen Teilnehmern gab es nur einen, der fließend polnisch spricht, drei von ihnen können Polnisch verstehen und lesen.

Auf polnischer Seite war das anders. Die Delegation war amtlich zusammengesetzt. Zu ihr gehörte auch immer ein Vertreter des polnischen Auswärtigen Amtes.

Die Schulbuchkonferenzen hatten die Aufgabe, Vorurteile und falsche Vorstellungen in der Geschichtsdarstellung aufzudecken und abzubauen, um das „Erbfeindschaftsbild“ zu beseitigen.

Der Referent wies darauf hin, daß die Teilnehmer nur eng begrenzte Möglichkeiten hatten. So ist alles, was erarbeitet wurde, lediglich Empfehlung.

Was tatsächlich geschieht, müßte genau verfolgt und überwacht werden. Das kann jedoch niemals im Bereich des Unterrichts geschehen, sondern kann sich allenfalls auf Schulbücher, wissenschaftliche Literatur, Presse, Fernsehen, Film erstrecken. Darin allerdings sieht Professor Rhode eine dringende bleibende Aufgabe nach Abschluß der Konferenzen.

## Schwierigkeiten bei den Verhandlungen

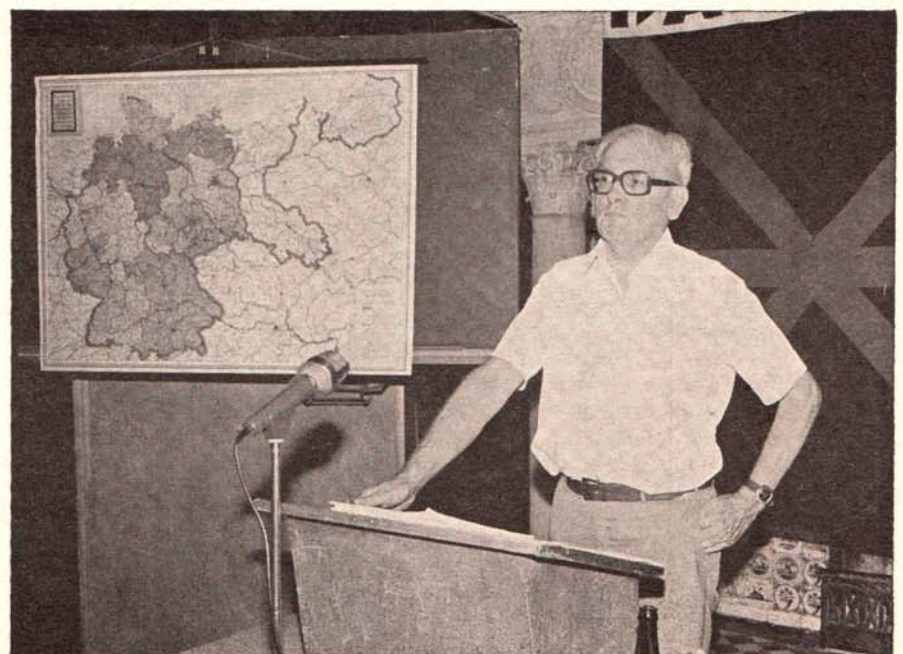
Die Aufgabe der Schulbuchkonferenzen war schwierig. In den polnischen Richtlinien für den Geschichtsunterricht erhält das Fach die Aufgabe zugewiesen, die Vaterlandsliebe nicht nur zu verfestigen, sondern „begründeten Stolz“ zu wecken und eine „emotionelle Verbindung der Jugend“ zum Staat in Geschichte und Gegenwart zu begründen.

Erschwert wurde die Aufgabe auch

deswegen, weil das Bild von den Deutschen in Polen nicht einheitlich ist. Seit dem Görlitzer Vertrag von 1950, in dem die DDR die Oder-Neiße-Linie als „Friedensgrenze“ anerkannt hat, wird im amtlichen Polen die Unterscheidung zwischen den „demokratischen“ Deutschen und „imperialistischen“ Deutschen gemacht. Außerdem konnte bei den Verhandlungen von polnischer Seite nichts ohne Rücksichtnahme auf die im Ostblock dominierende Sowjetunion erklärt werden. Diese Erschwernisse machen sich vor allem für die Zeit von 1945 an bemerkbar, gelten aber auch etwa für 1939 (Hitler - Stalinpakt).

Angesichts dieser Schwierigkeiten war ursprünglich geplant — anders als bei den ersten 20 Thesen für die lange Zeit vor 1945 — für die jüngste Geschichte eigene Selbstdarstellungen jeder Seite abzufassen. Die Verhandlungen über die Entwürfe der Selbstdarstellungen waren nach den Worten von Prof. Rhode „sehr hart und unfreundlich“. Die Selbstdarstellungen aber waren unhaltbar. Die Polen erwähnten beispielsweise nicht die Ereignisse von 1956 (Polnischer Frühling im Oktober) und 1970 (Aufstand in Danzig und anderen Städten).

Die deutsche Selbstdarstellung behandelte selbstverständlich ganz Deutschland, also auch die Teilung und die Berlinfrage. Das war für die Polen unannehmbar. Die Kommissionen einigten sich nunmehr darauf, doch wieder nur einzelne Themen herauszugreifen, dafür aber gemeinsame Empfehlungen auszuarbeiten. Die Polen er-



Prof. Dr. Gotthold Rhode

klären den deutschen Partnern: „Wir dürfen nichts bringen, was nicht von sowjetischer Seite gebilligt ist.“

Beide Delegationen einigten sich darauf, nur solche Themen zu bearbeiten, die die Bundesrepublik Deutschland und die Volksrepublik Polen angehen. So wird nun beispielsweise die Teilung Deutschlands nicht in den Empfehlungen erwähnt, sie war auch nicht Gegenstand der Verhandlungen.

Ungeheuer schwierig gestaltete sich nach Rhodes Angaben auch die Abfassung der Texte. Um Formulierungen wurde bisweilen stundenlang gerungen. Wenn zum Jahre 1945 von der „faktischen Auflösung des Deutschen Reiches“ gesprochen werden soll, dann muß sich die deutsche Delegation an das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes halten, damit sie nicht als endgültig erscheint, sondern lediglich „von Polen als endgültig angesehen wird“.

#### Das Problem „Vertreibung“

Ebenso schwierig war es, die Vertreibung in den Empfehlungen zu behandeln. Das Wort Vertreibung kommt nicht darin vor. Die Teilnehmer der Konferenz einigten sich auf das Wort „Zwangsumsiedlung“. Prof. Rhode sieht darin keinen Nachteil. Nach seiner Ansicht wird damit der komplexe Sachverhalt recht umfassend bezeichnet, da damit auch die nicht unmittelbare Vertreibung gemeint sein kann. „Die Vertreibung ist ein Teil der Zwangsumsiedlungen“, erklärte Rhode wörtlich.

Wenn man bedenkt, daß in polnischen Darstellungen das Verbrechen der Vertreibung bislang durchweg als Akt historischer Gerechtigkeit und Notwendigkeit bezeichnet wurde, wird selbst der unzufriedenste Deutsche ermessen können, welchen großen Schritt auf die wahrheitsgemäße Behandlung dieser historisch bedeutsamen Ereignisse hin mit der These zur Zwangsumsiedlung die Polen vollzogen haben.

#### Wird man sich an die Empfehlungen halten?

Nach Abschluß der Konferenzen muß darauf geachtet werden, daß Deutsche und Polen sich an die Empfehlungen halten. Wer glaubt, daß sich das Geschichtsbild im Unterricht, in den Schulbüchern, und in sonstigen Publikationen schlagartig ändern wird, der irrt. Nach Rhodes Ansicht müssen die Beteiligten, also auch die Öffentlichkeit, sehr wachsam sein. Dabei dürfe man keine falsche Scham zeigen. „Man steigt in der Achtung der Polen, je mehr Sachkenntnisse man hat und je weniger Zugeständnisse man macht,“ erklärte dazu der Redner. Er selbst habe diese Erfahrung gemacht, er habe oft Standhaftigkeit beweisen müssen, selbst nach Abschluß der Konferenzen, wenn ihm die druckfertigen Vorlagen der Empfehlungen zur Stellungnahme und Prüfung der Übersetzung vorgelegt worden seien. Da seien gelegentlich Formulierungen wieder erschienen, die in der Konferenz als unhaltbar abgelehnt und ausgemerzt

worden waren. Auf Widerspruch hin wurde dann die akzeptierte Formulierung gebracht. Aufmerksamkeit ist also unbedingt erforderlich.

#### Falsches Geschichtswissen oder Unkenntnis — was ist schlimmer?

Prof. Rhode bedauerte den größten Nachteil auf deutscher Seite: „Die Kenntnisse der Geschichte sind nicht falsch, sondern sie fehlen. Die deutsche Öffentlichkeit ist aufgerufen, etwas Entscheidendes zum Abbau dieses Unkenntnis zu tun.“

Mit sehr viel Beifall dankten die Zuhörer Professor Rhode für seinen Vortrag und die offene, klare Sprache in der Diskussion. Seine Ausführungen machten wohl manchem Gemeindefeind bewußt, daß diejenigen, die keine Vorurteile haben, sondern lediglich unbeirrbar die Wahrheit suchen, die zuverlässigsten Brückenbauer zwischen Deutschen und Polen sind. Sie sind glaubwürdig, selbst wenn sie mahnen, wie Gotthold Rhode es tat: „Aufrechnung der Schuld von der einen und anderen Seite ist unmoralisch!“

Gerhard Erb

## Aus dem Jugendprogramm



Der erste Gesprächskreis im Programm II diente der Einführung in Thematik und Aufgaben der Tagung. Monika Schulz hatte mehrere Großfotos mitgebracht, die unter dem Leitwort „Brücken bauen“ betrachtet wurden. Auf den Bildern erkannten wir Brücken zwischen jung und alt, schwarz und weiß, Gesunden und Behinderten, aber auch zwischen Gleichaltrigen und zwischen Menschen mit gleichem Schicksal. Aufnahmen der Bosphorus-Brücke und der Brücke von San Francisco ließen nun erkennen, daß im Brückenbau etwas Großartiges liegt, und das wohl auch im zwischenmenschlichen Brückenbau.

Welche „einfachen“ Dinge oft dazu gehören, zeigen einige Beispiele aus der zusammenfassenden Wortliste. Zum „Brückenbau“ gehört z. B.: sich ansehen, miteinander reden, zuhören, zeigen, helfen, Geduld haben, lachen, sich freuen, sich streiten, sich versöhnen. Nach Durchblick unserer drei Gemeinprogrammme für dieses Jahr stellten wir fest, daß diese Themen Brücken bauen; zum Nächsten (=Spätaussiedler), zur Vergangenheit, Gegenwart und

Zukunft und Brücken zu unseren Nachbarn im Osten, besonders zu Polen.

Daß wir als Christen zum Brückenbauen verpflichtet sind, zeigt der Auftrag Jesu zur Nächstenliebe. Unter diesem Gesichtspunkt suchten wir Lieder und Texte für den von der Jugend gestalteten Gottesdienst aus.

Es ist leider niemandem von uns gelungen, jugendliche Spätaussiedler für das Nachmittagsprogramm am Freitag einzuladen. Um aber für spätere Begegnungen vorbereitet zu sein, hatten sich Richard Mantikowski und Gerti Evers ein Rollenspiel ausgedacht. In zwei Gruppen bereiteten wir uns vor, einige „spielten“ Spätaussiedler, andere Jugendliche von hier, die sich in einem Jugendheim trafen. Das Gespräch machte deutlich, welche Probleme jugendliche Spätaussiedler mit der Schule, dem Arbeitsplatz und mit der Gesellschaft hier haben, wobei wir die sprachlichen Schwierigkeiten nicht vergaßen. Vielen von uns wurde bewußt, daß wir diesen jungen Leuten sicher helfen können, damit sie sich hier besser einleben. Wir hoffen, auf einer unserer nächsten Tagungen jugendliche Spätaussiedler dabeizuhaben.



# Das Danziger Gymnasium Academicum — eine Brücke zwischen den Nationen

Danzig hat es im gesamten Verlauf seiner Geschichte wahrlich nicht leicht gehabt. Seine bevorzugte geographische Lage — Küstenstadt im Mündungsgebiet eines Stromes mit einem an Naturschätzen reichen Hinterland — brachte es mit sich, daß es jahrhundertlang von allen Seiten begehrt und umkämpft wurde. Der Zeitraum, in dem die folgende Betrachtung spielt (die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts) zeigt Danzig auf dem Höhepunkt eines Aufstiegs, dessen sichtbares Zeichen, das unvergleichliche Stadtbild, für uns ältere Danziger eine unzerstörbare Erinnerung bildet, aber auch heute noch, nach dem Wiederaufbau, jeden unvoreingenommenen Besucher beeindruckt.

Die Hansestadt Danzig, eine Gründung deutscher Kaufleute, war zum wichtigsten Umschlagplatz zwischen West und Ost geworden. Seine religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen Beziehungen zum deutschen und europäischen Westen sind unbestreitbar. Seine politische Entscheidungsfreiheit wurde durch die Personalunion mit der polnischen Krone ebenso unbeträchtlich gemindert wie diejenige deutscher Reichsstädte durch ihren Rechtsstatus mit dem deutschen Kaiser. Die Beziehungen zu Polen wurzelten natürlich in den immer stärker werdenden wirtschaftlichen Verbindungen, waren nicht frei von Spannungen, führten aber — bei dem freiheitlichen Geist der Danziger Bürgerrepublik — zu lebhaftem geistigen und persönlichen Verkehr.

Ein wichtiges Bindeglied bildete das Danziger Gymnasium. Aus einer Bildungsanstalt für zukünftige Prediger und Vorkämpfer des protestantischen Glaubens war es zu einer der bedeutendsten humanistischen Schulen des Ostens, zum Gymnasium Academicum, geworden, und zwar dadurch, daß es neben der Theologie und dem damit verbundenen Studium der Philosophie und der alten Sprachen auch Rechtslehre, Mathematik, Physik, Medizin, Rhetorik und Poesie in seinen Unterrichtsplan aufnahm. Es fällt dem heutigen Betrachter auf, welchen sichtlich praktischen Zug die in ihrem Grunde theoretischen Unterweisungen hatten. Die Mathematik wandte sich dem Feldmessen und der Nautik zu, die Rhetorik der in Danzig blühenden Barocklyrik, und was am bezeichnendsten ist: die vom römischen Recht ausgehenden Studien etwa der Professoren Riccius und Keckermann führten durch die vergleichende Betrachtung des für Danzig wichtigen Culmischen Rechts und der polnischen Adels Herrschaft zu einem fast modern anmutenden politischen Unterricht. Logische Untersuchungen leiteten den Prof. Nicolai bei seinem Bestreben nach Vereinigung der Konfessionen und Religionen. Der polnischen Sprache waren mehrere Wochenstunden gewidmet, die von einem Lector Polonicus gehalten wurden. Die wenigen Stunden — dazu noch *nadobowiackowe* = überpflichtlich, also fakultativ — reichten natürlich nicht aus. Der Brauer Hevelke schickte daher seinen später so berühmten Sohn Johannes zu weiterer Festigung seiner polnischen Sprachkenntnisse — im Hinblick auf seinen späteren praktischen Beruf — in ein Städtchen bei Bromberg. Die Schülerzahl wuchs im 17. Jahrhundert auf schätzungsweise 4-500. Sehr viel Zöglinge kamen von auswärts, aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien, aber auch aus Polen, dem Baltischen und Ungarn.

Latein war natürlich nach wie vor Trumpf. Der französische

Gesandtschaftssekretär Charles Ogier, der 1635-36 in Danzig weilte, kam sich bei den Disputationen, denen er im Gymnasium beiwohnte, vor, „als ob er in Latium weilte“. Deutsch konnte er nicht, aber er lernte les, und zwar zum Kummer seines Seelsorgers an Hand der Lutherbibel. Die deutschen Wörter, die er täglich hörte, nahm er begierig auf und klärte sie für sein lateinisch geschriebenes Erinnerungsbuch durch Übersetzung ins Lateinische: *senatores sive Ratsherren, ecclesiae dedicatio sive Kirchweih, dies Bacchanalium sive Fastnacht*. In seinem Bericht über die Disputationen spiegeln sich die heftigen konfessionellen Kämpfe, besonders die zwischen Lutheranern und Calvinisten. Von Spannungen mit den Polen ist hier nicht die Rede. Er erwähnt u. a. die polnische Predigt eines reformierten Geistlichen in der Kirche Peter und Paul und ein geradezu ökumenisches österliches Musikfest in Oliva, das von Angehörigen verschiedener Konfessionen und Nationen bestritten wurde.

In unseren Zusammenhang gehören noch zwei berühmte Namen: Gryphius und Opitz. Andreas Gryphius, 1616 in Glogau geboren, flüchtete aus den Wirren des 30-jährigen Krieges nach Danzig, zum Gymnasium Academicum. Der Rektor empfahl ihn als Hauslehrer an die Familie des Admirals der polnischen Flotte; er wurde dort „lieb und werth gehalten“. Der Hausherr war schottischer Katholik, seine Frau eine Protestantin aus Flandern. Gryphius begründete in Danzig mit seinen deutschen Sonetten seinen europäischen Ruhm. Erwähnenswert ist, daß er hier auch eine Epode des polnischen Jesuiten Sarbiewski („Der Dichter sinkt zu Füßen des am Kreuze sterbenden Christus nieder“) ins Deutsche übersetzte.

Martin Opitz, geboren in Bunzlau, stand während seines Aufenthalts in Danzig (1636-39) in lebhaftem Verkehr mit den Professoren des Gymnasiums und mit der in Danzig blühenden Barockdichtung. Hier schrieb er sein Standardwerk der deutschen Literaturgeschichte „Von der deutschen Poeterey“ (1639 in Danzig gedruckt). Sein deutsches Gedicht auf König Wladislaus IV. brachte ihm den Titel eines polnischen Hofhistoriographen ein. Solche Huldigungsgedichte gehörten zum höfischen Stil der Barockzeit, ob auf den König von Polen, der drei Tage im Jahr in Danzig weilte, oder wie in einem anderen Fall auf den König von England.

Vergangene Zeiten! Konfessionelle und politische Kämpfe der Großmächte kennzeichnen die folgenden Jahrhunderte. Der zweite Weltkrieg hat eine Trümmerstätte hinterlassen.

Wir bauen wieder auf — mit gutem Willen. Wir müssen aber auch die Hindernisse erkennen. Unsere politisch erregte Zeit ist durch ein schroff gegensätzliches Verhältnis zur Geschichte gekennzeichnet. Einer intensiven Forschung steht eine weitverbreitete Geschichtsmüdigkeit, ja Geschichtsfreundschaft gegenüber und aus dieser erwachsend der Hang, die heutige politische Wirklichkeit auf vergangene Zeiten zu projizieren und damit die Geschichte zu verfälschen.

Die internationale Schulbuchkommission wird wohl noch lange verwickelte geschichtliche Probleme — etwa den deutschen Ritterorden oder die Zeit der Weltkriege — objektiv zu erörtern haben. Aber auch in scheinbaren Kleinigkeiten kann der Wurm stecken. Wer war z. B. Piotr Tycjusz, von dem in polnischen Büchern gesprochen wird? Der Mann hieß Johann Peter Titz, geb. 1619 in Liegnitz,

Er war Professor der Rhetorik und Poesie am Danziger Gymnasium. Von den Hunderten seiner Schriften, die in der Danziger Stadtbibliothek lagern, nenne ich einen Titel: „Kunst, hochdeutsche Verse und Lieder zu machen.“

Von Hevelke sagt eine polnische Schrift: „Heveliusz bedeckte die polnische Wissenschaft mit Ruhm“. Johannes Hevelke, Sohn eines Brauers auf der Pfefferstadt, Schüler des Danziger Gymnasiums, — er lernte bei Prof. Krüger nicht nur Mathematik und Astronomie, sondern auch Zeichnen, Gravieren und die Bearbeitung von Holz und Metall — wurde nach weiten Reisen Mitglied der Brauerzunft, Schöffe, Ratsherr und Konsul in Danzig und — weltberühmter Astronom. Er widmete sein Werk „Selenographia“ seiner Vaterstadt Danzig „als Zeichen seiner Hochachtung und Liebe“. Sein Testament trägt die Unterschrift „Hans Höwelke“. Wir alten Danziger denken an die Worte, die nach alter

Überlieferung die Arbeiter der Brauerei Hevelke sprachen, wenn sie das Haus auf der Pfefferstadt verließen: „Härr Hevelke, nu gone wi.“

Es ist immer wieder beachtenswert, wie in jenen ganz Europa erschütternden Zeiten die Stadt Danzig — trotz unzweifelhaft vorhandener konfessioneller und politischer Spannungen von so zahlreichen Menschen als Stätte des Friedens aufgesucht wurde. In dem 1646 erschienenen Gedicht „Das blühende Danzig“ des Regensburgers Georg Greflinger stehen die Verse:

Du großer Friede du, was kannst du nicht gebären?  
Du reicher Friede du, was kannst du nicht ernähren?  
Was nirgends Platz mehr hat, das flieht in diese Stadt,  
Dieweil sie Künste liebt und guten Frieden hat.

Ernst Kirchner

## Reflexionen zum Wiedersehen mit der alten Heimat

Über das Wiedersehen mit der alten Heimat ist schon sehr viel berichtet worden. Man geht durch Straßen, die einem teils noch vertraut, teils vollkommen verändert vorkommen, staunt über die architektonische Leistung des Wiederaufbaus der Innenstadt, lauscht mit Tränen in den Augen dem Orgelspiel in der Kathedrale zu Oliva, geht in den Wald, an den Strand, auf den Zoppoter Seesteg, kauft Bernstein ein und fühlt sich wie ein Tourist im fremden Lande.

Etwas anders wird es schon, wenn man Kontakt mit den dort lebenden Menschen anknüpfen kann. Sei es mit ehemaligen Deutschen — auf dem Papier sind sie ja alle Polen — sei es mit Polen, die nach 1945 nach Danzig kamen. Ich hatte bei meinen Besuchen diese Gelegenheit und bin sehr dankbar dafür.

Was fällt einem nun bei diesen Menschen besonders auf, und was unterscheidet uns von ihnen? Mich erstaunte, neben der schon viel gepriesenen Gastfreundlichkeit, der echte Stolz der „Ehemaligen“ auf ihr Deutschsein. Sie fühlen sich als Deutsche, auch wenn sie einen polnischen Ehegatten haben und ihre Kinder nur noch polnisch sprechen. — Bin ich eigentlich stolz darauf, daß ich eine Deutsche bin? Sollte ich das überhaupt sein? Als Kind, im Dritten Reich, hat man versucht, mir so etwas einzuprägen, aber das war dann nach 1945 vorbei. Danke ich da vielleicht schon zu europäisch? Gewiß hat diese Einstellung der Deutschen in Polen etwas mit ihrer Minderheit zu tun. — Solche und ähnliche Denkanstöße bekommt man, wenn man sich mit diesen Menschen unterhält. — Man merkt auch wieder, wie gut es uns heute geht, auch wenn wir die Heimat damals verlassen mußten. Die Menschen dort arbeiten, in den Familien meistens beide Elternteile, aber der Verdienst reicht gerade für den Lebensunterhalt und vielleicht noch für einen kleinen Urlaub im eigenen Lande. Die Renten sind sehr niedrig. Sich einen Wunsch zu erfüllen, auf ein Ziel zu sparen, wie z. B. auf ein Auto oder gar ein Eigenheim, ist fast unmöglich. Vielleicht ist das auch ein Grund dafür, daß viele Menschen resignieren, sich mit 40 Jahren schon wie alte Leute vorkommen und man auf den Straßen auch mehr als bei uns Menschen sieht, die ihren Kummer mit Alkohol zu betäuben versuchen. Die Touristen sollten nicht die Köpfe schütteln oder die Nase rümpfen, sondern mal über diese Hintergründe nachdenken. Es wird heute so viel darüber gesprochen, daß Aussiedler, die mit großen Erwartungen zu uns in die Bundesrepublik kommen, das heutige Deutschland nicht

verstehen und auch die Bundesdeutschen diesen Menschen zu wenig Verständnis entgegenbringen. Sollte es da nicht unsere Aufgabe sein, vor allem derjenigen, die die polnischen Verhältnisse schon von ihren Reisen kennen, hier auch unter unseren Mitbürgern aufklärend zu wirken? Dreißig Jahre „Entfremdung“ im Gegensatz unserer Gesellschaftssysteme sind eben eine lange Zeit.

Fällt uns das nicht auch in der Kirche auf? Zunächst einmal ist man überrascht, wie voll die Kirchen sind, dann wieder ist man enttäuscht, wie wenig Menschen zur Kommunion gehen, denn man kommuniziert nur, wenn man vorher auch gebeichtet hat. Auch über diese Dinge konnte ich mit polnischen Katholiken diskutieren, und wir kamen zu Auffassungsunterschieden z. B. über die „Sünde“ bis ins Intimleben hinein, daß man daran zweifeln könnte, überhaupt noch zu einer gemeinsamen Kirche zu gehören. Große Probleme sind hier zu bewältigen. In Polen arbeitet der Staat gegen die Kirche. Die Kirche kann sich noch keine Neuerungen erlauben, die vielleicht zu Zwiespaltigkeiten führen könnten, sondern sie muß ihre Gläubigen fest in der Hand haben. Die Menschen wollen von der Kirche wissen, wie sie sich zu verhalten haben. Wir hier fühlen uns mündiger, bei uns appelliert die Kirche an unser Gewissen, und wir müssen selbst entscheiden, was auch Gefahren mit sich bringen kann. Das alles ist aber im Laufe der Jahre gewachsen und kann von der polnischen Kirche nicht in einem Sprung nachgeholt werden. — Eine Aussiedlerfamilie schreibt in der Juli-Ausgabe unseres Heimatbriefes, unsere Kirchen seien zu kahl, zu schmucklos. Ein deutscher Tourist in Polen würde sagen, eure Kirchen sind, abgesehen von den herrlichen Kunstgegenständen, viel zu kitschig und lenken den Beter ab. An diesen Äußerlichkeiten sollte man sich aber nicht stoßen. Es gibt viel wichtigere Dinge. Wir hier haben es gewagt, Kritik zu üben, alte Glaubensüberlieferungen in Frage zu stellen und sind vielleicht manchmal auch zu weit gegangen, aber in einem längeren Lernprozeß ist doch vieles der Zeit entsprechend neu überdacht worden. So weit ist die polnische Kirche noch nicht, aber sie hat für mich andere Qualitäten, die uns heute oft fehlen, und zwar Bekennermut und tiefe Frömmigkeit.

Die o. a. Aussiedlerfamilie schreibt am Schluß ihres Berichtes: „... Hier muß einmal ein Sturm dazwischenfegen, damit das Alte und Morsche abfällt und neues Leben sich regt.“ Ich meine, wenn mit dem Sturm der Heilige Geist gemeint ist, einverstanden!

Ch. G.

# Zerstörung und Wiederaufbau der Danziger Kirchen

Der Donnerstagabend ist in Gemen immer einem kulturellen Thema gewidmet. Als Nachtrag zum internationalen Denkmalpflegejahr 1975 und zugleich im Rahmen des Leitwortes des 30. Gementreffens lag es nahe, sich einmal mehr mit der Baugeschichte der Danziger Kirchen und ihrer Stellung im historischen Danziger Stadtbild zu befassen und die Leistung der polnischen Denkmalspflege bei ihrem Wiederaufbau zu würdigen.

In seinem Lichtbildervortrag zeigte Gerhard Nitschke Dias aus fünf verschiedenen Epochen:

1. Stiche von Prof. Schultz von 1850, die den Bauzustand vor dem Industriezeitalter zeigten.
2. Historische Aufnahmen aus der Zeit von 1900 bis zur Zerstörung Danzigs.
3. Bilddokumente des Infernos von 1945.
4. Aufnahmen aus der ersten Phase des Wiederaufbaus bis 1960.
5. Jüngste Bilder vom heutigen Danzig aus den Jahren 1972-75.

Der Vortrag beschränkte sich jedoch auf die Kirchen in den drei historischen Stadtteilen Altstadt, Rechtstadt und Vorstadt (s. Stadtplan aus dem 17. Jahrhundert!)

Das historische Danzig war reich an ehrwürdigen Kirchen. Betrachtet man eine alte Luftaufnahme der Stadt aus der Zeit vor der Zerstörung so sieht man in dem Meer von Häusern – das sich zwar nach einem strengen geometrischen System der Straßen rechtwinklig zur Mottlau ordnet, durch die Enge der Gassen jedoch wie ein ineinanderfließendes Ganzes erscheint – überall kleine Inseln, fast zu eng bemessen an Raum, auf denen sich Gebäude erheben, die alle anderen überragen: Danzigs Kirchen. Es war ein wesentliches Charakteristikum des Danziger Stadtbildes: diese unmittelbare Nähe von umliegender Wohnbebauung zu den Kirchen. Das besonders für die Marienkirche gebrauchte Bild, daß sich die umliegenden Häuser wie Küken um die Henne scharten, läßt sich auf alle Danziger Kirchen übertragen. Das Bewußtsein von der Kirche als Mutter ihrer Kinder hat im mittelalterlichen Stadtbild Danzigs einen bereiten architektonischen Ausdruck gefunden.

Ein weiteres läßt sich aus einem Luftbild ablesen: die Danziger Kirchen unterscheiden sich in einem wesentlichen Merkmal, das es leicht macht, sie nach Entstehung und Bestimmung zu ordnen. Da werden bei einigen Kirchen die hohen Schiffe – die übrigens jeweils einzelne Dächer und damit auch als Abschluß eigene Chor-

giebel haben – überragt von den für Danzig so typischen trutzigen, wehrhaften Türmen: es sind die Pfarrkirchen der einzelnen Stadtteile St. Katharinen in der Altstadt, St. Johann in der Jungstadt, St. Marien in der Rechtstadt und St. Peter und Paul in der Vorstadt. Sie kündeten durch ihre Türme von der Gebefreudigkeit und Frömmigkeit, aber auch vom Stolz und Reichtum Danziger Bürger.

Andere Kirchen entbehren dieses äußeren Glanzes, sie haben nur schlichte Glockenträger: die ehemaligen Klosterkirchen St. Josef (Karmeliter) St. Birgitten (Doppelkloster der Birgitten-Nonnen und -Mönche), St. Nikolai (Dominikaner) und St. Trinitatis (Franziskaner). Die monastischen Regeln ver-

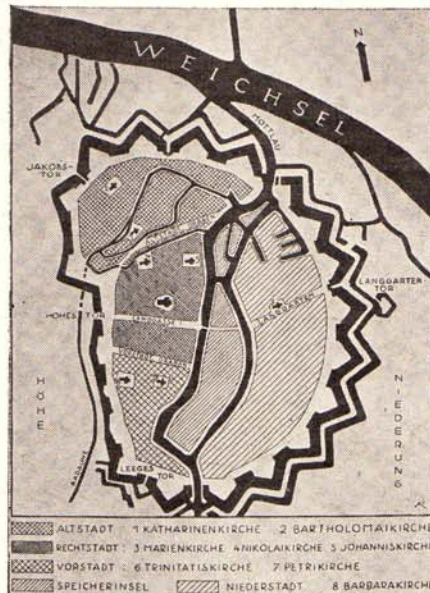
Seitenaltäre in St. Nikolai, die im Gegensatz zu der Innenausstattung der anderen Kirchen den Krieg überdauert haben. Ein besonderes Element der Raumgestaltung der Danziger Kirchen war die Vielfalt ihrer Gewölbeformen, die ihren schönsten Ausdruck im Gewölbe der Marienkirche fand. (s. Abb.), das eine meisterhafte Verbindung von ornamentalem Gestaltungsvermögen und konstruktiver Beherrschung der Wölbtechnik bei einem genialen Baumeister dokumentiert.

Danzigs Kirchen sanken mit der gesamten Stadt in den Märztagen 1945 in Schutt und Asche. Nur eine hat das Inferno ohne wesentliche Beschädigungen überstanden: St. Nikolai. In ihr ist die ehrwürdigste der Danziger Kirchen erhalten geblieben, ist sie doch Nachfolgerin der ersten christlichen Kirche gleichen Namens innerhalb der Mauern Danzigs. Alle anderen Kirchen wurden ein Raub der Flammen. Wenn auch die starken Mauern teilweise der totalen Zerstörung trotzten, so verbrannten doch die Dachstühle (bei St. Marien über 50%), wurden die Türme zerschossen und ging der größte Teil der Inneneinrichtungen verloren, soweit nicht bewegliche Stücke vorher ausgebaut und außerhalb der Stadt geborgen waren.

Die Aufgabe, vor der die polnischen Behörden nach dem Kriege standen, erschien zunächst fast unlösbar. Allein die Rettung des noch vorhandenen Restbaubestandes war anfänglich nicht möglich, so stürzten u. a. das Gewölbe von St. Birgitten und die Ostwand von St. Katharinen erst nach dem Kriege ein, weil Mittel und Kräfte zum Abstützen fehlten.

Heute, eine Generation später, bietet sich den Danzig-Reisenden ein Bild, das zumindest was die objektgebundene Denkmalpflege angeht – in Europa seinesgleichen sucht. Bis auf die ehemalige Vorstadt-Pfarrkirche St. Peter und Paul sind alle oben erwähnten ehemaligen Pfarrkirchen und Klosterkirchen wieder aufgebaut worden. St. Johann ist im äußeren Baubestand gesichert, der Innenraum noch nicht wieder nutzbar. Alle anderen Kirchen dienen wieder dem Gottesdienst. Neueste Aufnahmen zeigen, daß die Sorgfalt denkmalpflegerischer Arbeit, die sowohl bei der völligen Erneuerung des Zerstörten als auch bei der Sicherung des Erhaltenen (z. B. bei St. Nikolai) angewandt wurde, höchste Anerkennung verdient. Erwähnt sei hier besonders auch die Wiederherstellung der Gewölbe in St. Trinitatis, St. Katharinen und St. Marien.

Ein besonderes Kapitel der Danziger Baugeschichte gehört der St. Birgittenkirche. Von ihr standen nach der



Alter Stadtplan Danzigs

langten auch in den Bauformen Bescheidung auf das funktionell Notwendige, was die Diener Gottes nicht daran hinderte, bei der Gestaltung der Außenformen – besonders der Backsteinornamentik der Chorgiebel – mit den Pfarrkirchen zu wetteifern (z. B. bei St. Nikolai und besonders bei St. Trinitatis). Die Innenarchitektur der alten Danziger Kirchen zeigte viele gemeinsame Elemente. Fast alle waren dreischiffige Hallenkirchen mit gerade geschlossenen Chorräumen. Soweit sie früher basilikale Ordnung hatten (hohes Mittelschiff und niedrige Seitenschiffe, für St. Marien und St. Katharinen belegt), wurden sie im 15. Jahrhundert zu Hallenkirchen umgebaut. An reicher Innenausstattung mit Altären, Taufbecken, Epitaphen, Orgeln, – meist aus der Renaissance und Barockzeit – standen die Klosterkirchen den Pfarrkirchen oft nicht nach, man erinnere sich an die vielen schönen

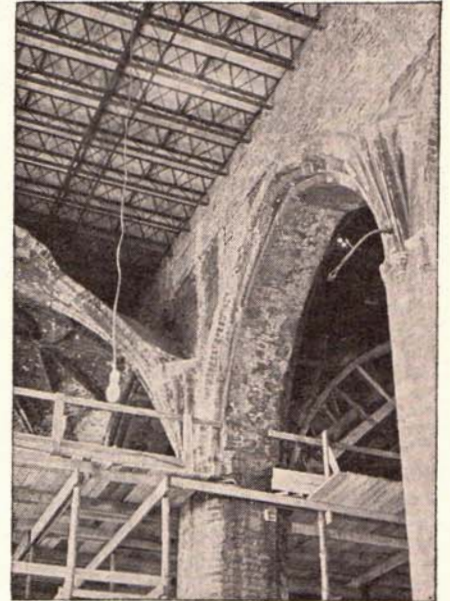


St. Birgitten 1975

Zerstörung des Turmes im März 1945 und dem oben erwähnten Einsturz der Gewölbe nur noch die Außenmauern, noch 1958 bot sie ein Bild des Jammers. Der Initiative des heutigen Pfarrers, dem Opferwillen der Gemeinde und der Spendenfreudigkeit vieler alter Danziger, die inzwischen ihre Heimat besuchten oder ihrer in der Ferne gedachten, ist es zu verdanken, daß auch dieses Kleinod kirchlicher Baukunst in Danzig wiedererstanden ist, als ein besonderes Zeichen des Brük-

kenbauens zwischen altem und neuem Danzig und ehemaligen und heutigen Danzigern. (s. Abbildungen)

Einige kritische Gedanken zum Wiederaufbau Danzigs und seiner Kirchen sollen jedoch nicht verschwiegen werden. Sie betreffen jedoch nicht die Objekt-Denkmalpflege sondern die sogenannte Ensemble-Denkmalpflege. Ein ganz wesentliches Element des alten Danzigs, das oben deutlich herausgestellt wurde, ist beim Wiederaufbau verloren gegangen: das Bild der Innenstadt, wie es sich heute zeigt, hat den Charakter einer mittelalterlichen Stadt mit der unmittelbaren Beziehung zwischen Kirchen und Wohnhäusern verloren, so wie es in Danzig noch bis 1945 in selten schöner Weise erhalten war. Überall stehen heute die Kirchen isoliert da, man kann sie heute in einem großen Freiraum umschreiten, wie es früher nie möglich war. So sehr das heute den Betrachter (und besonders die Fotografen!) erfreuen mag, so ist es doch unhistorisch, stört empfindlich den Zusammenklang der Proportionen und gibt den Kirchen selbst einen musealen Charakter. Bei aller Würdigung der Einzelleistungen der polnischen Denkmalpfleger und Architekten bleibt doch zu wünschen übrig, daß zukünftige gestalterisch Verantwortliche in Danzig versuchen mögen, durch städtebauliche Korrekturen den historischen Zusammenhang von Kirche und Leben wieder sichtbar zu machen, wie er im alten Stadtbild Danzigs so deutlich architektonisch dargestellt war.



St. Birgitten 1975

Fotos: Derow

Die Frage ist natürlich, ob die Lösung dieses Problems überhaupt den Architekten möglich ist, da sie doch wohl primär im politisch-ideologischen Bereich zu suchen ist. So gesehen ist der Wiederaufbau Danzigs einschließlich seiner Kirchen und ihrer Stellung im heutigen Stadtbild – ähnlich wie im Mittelalter – vielleicht bewußter Ausdruck der politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse im heutigen Danzig.

G. N.

## Minderheiten in Polen 1919 – 1939

In den Mittelpunkt des Gemener Arbeitskreises stellte der Vorsitzende des Adalbertus-Werkes, Edmund Neudeck, die deutsche Minderheit in Polen.

Während in den Jahren 1918 bis 1924 eine starke Rückwanderung polnischer Bevölkerungsteile aus dem Ruhrgebiet in das neugegründete Polen stattgefunden hatte, ist die deutsche Bevölkerung im neuen polnischen Staat auf die neuzeitliche Siedlung seit Friedrich II. von Preußen zurückzuführen und auf die Ansiedlung Deutscher nach den Teilungen Polens.

Auf Druck der Alliierten war, wie es der Versailler Vertrag vorsah, in die polnische Verfassung 1921 der Minderheitenschutz aufgenommen worden. Geschützt werden sollten nationale, sprachliche und religiöse Minderheiten.

Der erste polnische Sejm zählte 88 Minderheitenvertreter unter 444 Abgeordneten. Man könnte meinen, daß damit alles in Ordnung gewesen sei. Der Referent wies jedoch darauf hin, daß in dem Zeitraum von 1919 bis 1926 ca. 600 000 Deutsche aus Polen abgewandert sind. Diese Abwanderung war unterschiedlich motiviert: Beamte zogen

vor allem wegen der Regelung, die polnische Sprache sprechen zu müssen, aus, die Gutsbesitzer vor allem wegen der gegen die Deutschen gerichteten Bodenreform.

Die Abwanderung führte dazu, daß insbesondere die Städte ihr deutsches Gesicht verloren. Als Beispiel erwähnte der Referent die Stadt Konitz, von deren 11 305 Einwohnern im Jahre 1905 lediglich 753 Polen waren. Im Jahre 1931 gab es unter den 10 409 Bürgern der Stadt nur noch 3 687 Deutsche.

Was das Verhältnis zwischen der deutschen Minderheit und den Polen erschwerte, war die offizielle Schulpolitik. Allenthalben wurde für die Polonisierung der Schulen und in den Schulen gesorgt. An den öffentlichen deutschen Schulen, die es in den Gebieten Westpreußens gab, waren die Lehrer nicht Deutsche, sondern Polen, die der deutschen Sprache mächtig waren. Der Direktor des einzigen öffentlichen deutschen Gymnasiums, das sich in Thorn befand, war Dr. Rediger, ein deutschfreundlicher Pole.

Um der polnischen Schulpolitik zu begegnen, wurde der Deutsche Schulverein gegründet. In seiner privaten

Trägerschaft wurden Schulen für die Deutschen eingerichtet und unterhalten. Allerdings wurden diesen deutschen Privatschulen durch administrative Maßnahmen häufig Schwierigkeiten bereitet. Als Beispiel nannte Studiendirektor Neudeck, der selbst an einer solchen Schule in Graudenz unterrichtet hat, die Schließung von Schulen aus „hygienischen Gründen“. (Ein Gebäude hatte z. B. Toiletten, die nicht den neuesten Vorschriften entsprachen, also wurde die Schließung der Schule verfügt.)

Auch die Kirche hat anfangs polonisierend gewirkt. Eine Änderung sei eingetreten nach einer Begegnung zwischen den Kardinälen Hlond und Faulhaber, wie Prof. Lenz-Medoc bestätigen konnte.

Besondere Probleme der deutschen Minderheit in Polen bestanden darin, daß der polnische Staat einerseits wie in Schlesien oder Westpreußen ehemalige Reichsdeutsche, andererseits wie etwa in Wolhynien ehemalige Auslandsdeutsche umfaßte. Die eine Gruppe war den Minderheitenstatus gewöhnt, die andere mußte sich erst als Minderheit verstehen lernen, beide aber muß-

ten sich gemeinsam für die Rechte der Minderheiten einsetzen. Dabei waren zwei Fragen von entscheidender Bedeutung. Wie würde sich das Verhältnis der Deutschen zum Staat Polen und zum Deutschen Reich gestalten? Da keine deutsche Regierung bereit war, mit Polen ein Ostlocarno zu schließen, wurde das Verhältnis der Deutschen zu den Polen belastet.

Überdies ließ die politische Entwicklung in Deutschland auch Deutsche in Pommerellen oder anderswo in Polen „erwachen“, so daß es beispielsweise zu folgender Überlegung kam: „Wie kann eine Schule die Schüler zu polnischen Staatsbürgern und deutschen Volksgenossen zugleich erziehen?“

Der deutsch-polnische Freundschaftsvertrag von 1934 hat sich – wie Edmund Neudeck nachdrücklich darlegte – nicht positiv auf die deutsche Minderheit ausgewirkt. Hitlers Interesse sei lediglich zunächst darauf gerichtet gewesen, vorläufig Ruhe zu haben für den Aufbau der Wehrmacht. Wie weit diese Ruhe geht, macht folgendes Beispiel deutlich: In der Presse des Deutschen Reiches erscheint keine Meldung darüber, daß bei einer Stadtverordnetenwahl in Polen ein Deutscher im Wahlkampf so verletzt wird, daß er an den Folgen stirbt.

Dieses opportunistische Verschweigen der Wahrheit macht verständlich, daß die Machtübernahme durch die Nazis für die Führer der deutschen Minderheit in Polen durchaus etwas Unangenehmes war. Die Nazis richteten zudem die „Volksdeutsche Mittelstelle“ ein. Durch sie sollten die Deutschen im Ausland nicht nur unterstützt, sondern für die nationalsozialistischen Ziele aktiviert werden, d. h. die Auslandsdeutschen sollten gleichgeschaltet werden. Leiter der Volksdeutschen Mittelstelle war der SS-Obergruppenführer Werner Lorenz. Der Volksdeutschen Mittelstelle gelang es aber nicht, die gesamte Minderheit einzubauen. Vor allen Dingen blieben die deutschen Katholiken besonders im oberschlesischen Polen und die sozialdemokratisch gesonnenen Industriearbeiter in Lodz und Umgebung außerhalb dieser Gleichschaltung.

Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges begann auch für die deutsche Minderheit in Polen ein Leidensweg, der gekennzeichnet ist durch Verschleppung, Ausweisung, Ermordung. 4 000 bis 5 000 Tote hat die deutsche Minderheit bei Kriegsbeginn in Polen zu beklagen. Die Nazi-propaganda sprach von 12 857 Identifizierten. „Das ist einfach gelogen,“ erklärte der Referent dazu. Diese Leiden sind, wie er weiter sagte „Folgen einer Politik, die erst so tat, als ob sie eine Verständigung mit Polen wollte, und dann nachher 1938/39 die polnische Politik gegenüber den Minderheiten als Argument für die Vernichtung Polens und der Polen gebrauchte.“

Gerhard Erb

# Minderheiten in Europa

Aus der Fülle der Fakten, die der Referent wohl geordnet und kommentiert vor uns ausbreitete, können in einem Kurzbericht nur einige herausgegriffen werden. Zunächst aber die Frage: Welche Kennzeichen besitzt eine Minderheit bzw. eine Volksgruppe? Die „Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen“ definiert den Begriff Volksgruppe so: „Eine Volksgruppe ist eine volkliche Gemeinschaft, die durch Merkmale wie eigene Sprache, Kultur oder Tradition gekennzeichnet ist. Sie bildet in ihrer Heimat keinen eigenen Staat oder ist außerhalb des Staates ihrer Nationalität beheimatet (nationale Minderheit)“. Von dieser Definition ausgehend ergibt sich für Europa folgendes Ergebnis: Nur 2 Staaten, nämlich Island und Portugal, besitzen keine Minderheiten, 30 Staaten haben auf ihrem Territorium Minderheiten. 70 verschiedene Sprachen werden in unserem Erdteil gesprochen.

Viele von uns hat es sicherlich überrascht, daß die „eine und unteilbare Republik“ Frankreich nur zu 70% aus Franzosen besteht. Da gibt es die Okzitanier, vor allem in der Provence, mit eigener Sprache. Einer ihrer Dichter, Frederic Mistral, erhielt 1904 den Nobelpreis. Ferner sind zu nennen die Bretonen, die Katalanen, die Basken (die es nicht nur in Spanien gibt), die Flamen (die es nicht nur in Belgien gibt) und die Korsen, deren Kampf um kulturelle Autonomie aufmerksame Touristen auf der Insel Korsika erleben können. Ein besonderes Problem sind die Elsässer, die eine zweisprachige Region Elsaß anstreben, wofür die Zentrale Paris immer noch nicht zu haben ist. Die Elsässer wollen Mittler zwischen zwei Kulturen und Sprachen sein, worauf auch der zweisprachige Titel ihrer Straßburger Zeitung hinweist: *L'ami du peuple* / Der Volksfreund.

In Italien gibt es Minderheiten 1. und 2. Klasse. Von 55 Millionen italienischen Staatsangehörigen sind mehr als 3 Millionen nicht-italienischer Nationalität. Nach 23 Jahren zäher Verhandlungen zwischen Wien und Rom erhielten 1970 die rund 250 000 Südtiroler ein Autonomiestatut, das aber nicht für die weiteren verstreuten deutschen Siedlungen, z. B. die Walsersiedlung am Monte Rosa, gilt. Ob das sog. „Südtirolpaket“ eine gute Lösung ist, wird erst die Zukunft zeigen. Erwähnt seien noch die Furlaner in Friaul (um Udine) mit ca. 520 000 Personen, hier hat das 2. Vatikanische Konzil dafür gesorgt, daß in der Liturgie das Furlanische als Sprache benutzt wird.

Vorbildliche Regelungen für ihre Minderheiten finden wir in den skandi-

navischen Staaten, z. B. für die Lappen in Finnland, Norwegen und Schweden. Bemerkenswert ist die völlige Gleichberechtigung der sog. Finnländer, d. h. der Finnlandschweden in Finnland und die Sonderautonomie der Aalandsinseln zwischen Schweden und Finnland. Eine gute Lösung haben die Bundesrepublik Deutschland und Dänemark für die Kultur- und Schulautonomie ihrer jeweiligen Minderheit gefunden. Für den Landtag von Schleswig-Holstein ist durch Wahlgesetz für die Vertretung der Dänen (Südschleswigsche Wählervereinigung) die 5% Klausel aufgehoben.

Schwierig ist die Lage der Minderheiten in den autoritär regierten Staaten, nur Jugoslawien als Vielvölkerstaat nimmt hier eine Sonderstellung ein. In Spanien bessert sich seit Francos Tod die Lage für die Basken, Katalanen und Galicier, nicht zuletzt auch durch den Einfluß des Königs. In der Sowjetunion wird durch die Russifizierung die nationale Sonderstellung der einzelnen Völker langsam, aber sicher untergraben. Ohne Russisch ist heute in der Sowjetunion kein nationaler Aufstieg möglich. Dabei sind von den 241 Millionen Sowjetbürgern nur 129 Millionen Russen. Aber 88% aller Zeitschriften und 79% aller Zeitungen erscheinen in russischer Sprache. In den Zentralkomitees der kommunistischen Parteien der einzelnen Republiken ist mindestens der zweite Sekretär ein Russe, er paßt auf. Von den 1,8 Millionen Deutschen in der Sowjetunion gaben 1970 nur 66,8% Deutsch als Muttersprache, von den ca. 1,2 Millionen Polen nur 32,5% Polnisch als ihre Muttersprache an. Und die Krimtataren und die Wolgadeutschen dürfen auch heute nicht in ihre alten Wohngebiete zurückkehren. In diesem Zusammenhang wies der Referent auch auf das Zypern-Problem und die Palästinenserfrage hin.

Der Vortrag von Herrn Dr. Grulich zeigte uns, in wie schwieriger Lage sich viele nationale Minderheiten in Europa befinden. Gerade die deutschen Heimatvertriebenen sollten sich für die Rechte dieser Gruppen einsetzen, sie sollten Vorreiter beim Eintreten für ein europäisches Volksgruppenrecht sein.

Wer mehr über das Thema dieses Vortrags erfahren will, der greife zu dem sehr empfehlenswerten Taschenbuch „Nationale Minderheiten in Europa“, herausgegeben und eingeleitet von Rudolf Grulich und Peter Pulte, Heggen-Verlag, Opladen 1975, Preis 12,- DM. Besonders interessant ist der Dokumenten-Anhang.

E. Neudeck

# Erfahrungen von Spätaussiedlern

An anderer Stelle dieser Festschrift stellt unser Apostolischer Visitator unsere besondere Verantwortung für die jetzt in die Bundesrepublik Deutschland kommenden Spätaussiedler vor Augen. Eine Reihe von Spätaussiedlern aus Danzig lebt bereits einige Jahre unter uns. Einige von ihnen haben Kontakte zu unseren Gemeinschaften und nehmen teil an unseren Veranstaltungen. Ihre Erfahrungen nach der Übersiedlung in die Bundesrepublik können uns helfen, der uns gestellten Aufgabe besser gerecht zu werden.

Wir haben zwei Danziger Spätaussiedlerfamilien folgende Fragen gestellt:

1. Was war in der Bundesrepublik ganz anders, als Sie es sich vorgestellt haben, welche Erfahrungen haben Sie als enttäuschend in Erinnerung?
2. Wer (was) war Ihnen eine Hilfe beim Eingewöhnen?
3. Haben Sie schon einmal das Gefühl gehabt, etwas beitragen zu können zu einem besseren deutsch-polnischen (polnisch-deutschen) Verständnis, weil Sie beide Länder und ihre Menschen gut kennen?

## Familie Günter Karaczko aus Düsseldorf antwortet:

*Unsere Familie war glücklich, als nach vielen vergeblichen Versuchen (seit 1959) Mitte 1971 endlich die Genehmigung zur Ausreise kam. Wir wollten wieder als Deutsche unter Deutschen leben, denn wir haben in der Familie immer unsere Muttersprache gepflegt und uns zum Deutschtum bekannt.*

*Enttäuschend war die Erfahrung, daß wir hier manchmal wie Ausländer behandelt wurden, obwohl die Umsiedler als Arbeitskräfte fast überall geschätzt sind. Da ich auf die Anerkennung meiner Ausbildung bei der TH in Danzig aus Bonn warten mußte, nutzte ich die Zeit zur Weiterbildung an der Fachoberschule. Nach Erhalt der Anerkennung hatte ich keine Schwierigkeiten mehr.*

*In dem Betrieb, in dem ich als Maschinenbautechniker arbeite, habe ich mich gut eingelebt. Zu den Mitarbeitern habe ich ein gutes kameradschaftliches Verhältnis. Meine Frau ist medizinisch-technische Assistentin und an ihrem Arbeitsplatz ebenfalls sehr zufrieden. Unsere Kinder (17 und 19 Jahre) besuchen die Oberschule. Da sie aktiv Sport treiben, haben sie hier bereits viele Freunde gefunden.*

*Hilfe bei der Beschaffung der notwendigen Papiere und beim Einleben haben wir durch Verwandte und deren Bekannte erfahren, die uns auch bei der Beschaffung notwendiger Haushaltsgegenstände behilflich waren. Durch Einladungen in ihre Familien haben sie uns das Einleben wesentlich erleichtert und aus diesen Begegnungen ist inzwischen manche echte Freundschaft erwachsen.*

*Besonders dankbar sei hier erwähnt*

*die aktive Fürsorge des Pastors der Gemeinde „Maria unter dem Kreuz“. Herr Pfarrer Brabeck war ständig bemüht, den in den Notunterkünften seiner Gemeinde wohnenden Neubürgern bei der Bewältigung seelischer Probleme sowie bei der Beschaffung notwendiger Möbelstücke zu helfen. Die Bedeutung solcher Hilfe kann nur der ermessen, der in der gleichen Situation gewesen ist. Inzwischen haben wir eine schöne Wohnung und sind darin sehr glücklich.*

*Soweit wir können, unterstützen wir unsere in Polen lebenden Verwandten und Freunde. Wenn wir das beantragte Visum erhalten, wollen wir die alte Heimat besuchen, um die Kontakte aufrecht zu erhalten.*

## Frau T.T. aus Gütersloh antwortet:

Nach mehreren Anträgen wurden mir und meiner Familie (zwei Kinder im Alter von sieben und drei Jahren) im Jahre 1971 die Ausreise in die Bundesrepublik gestattet. Es war eine schwierige Entscheidung, die wir hatten treffen müssen: Unseren ganzen Besitz mußten wir verschenken oder für wenig Geld verkaufen. Von der Heimat, die wir von Kindheit kannten, von lieben Freunden mußten wir Abschied

nehmen, um in ein unbekanntes Land zu ziehen, dessen Sprache ich und meine Kinder gar nicht beherrschten. Nicht der lockende Wohlstand hatte uns veranlaßt, Antrag auf Ausreise zu stellen, sondern der Wunsch, mit der nächsten Familie beisammen zu sein.

Nach der Ausreise wurde uns von seiten der Behörden in der Bundesrepublik viel geholfen. Auch die Verwandten standen uns zur Seite und haben uns geholfen, das Einleben zu erleichtern. Vor allem waren wir erfreut, daß fremde Leute, die von unserer Übersiedlung erfahren hatten, uns mit kleinen Aufmerksamkeiten beschenkten. Auch das persönliche Gespräch hat uns sehr ermutigt.

Wirtschaftlich ging es uns schon nach kurzer Zeit besser als in Polen. Die Geschäfte waren hier voll von Waren, und es gab kein Schlangestehen mehr.

Die deutsche Sprache haben meine Kinder und auch ich trotz einiger Schwierigkeiten gelernt. Anfangs haben die Klassenkameraden mit meinem Sohn nicht spielen wollen, weil er die Sprache nicht genügend beherrschte. Er kam einige Male weinend aus der Schule nach Hause. Eine große Hilfe beim Erlernen der deutschen Sprache war mir das Studium am Goethe-Institut in Iserlohn.

Von meinen Bekannten ist es niemandem so ergangen wie uns. Sehr traurig ist es, wenn sich die nächsten Angehörigen um die Aussiedler nicht kümmern und nichts von ihnen wissen wollen. Es ist vor allem sehr schwierig den menschlichen Kontakt, das persönliche Verhältnis von Mensch zu Mensch zu fördern, weil hier in der Bundesrepublik ein jeder nur mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist.

Wenn sich das deutsch-polnische Verhältnis zu einer wirklichen Verständigung weiter verbessern würde, wäre ich sehr froh darüber. Viel kann ich als „kleine“ Einzelperson nicht dazu beitragen. Durch meine Gespräche hier in der Bundesrepublik und durch Gespräche bei meinen Reisen nach Polen versuche ich, mit Menschen die mir begegnen, freundliche Beziehungen zu entwickeln. Wegen nicht ausreichender Information und allzu großer Unkenntnis bestehen falsche Vorstellungen zwischen beiden Völkern.



Beim Morgensingen auf dem Burghof

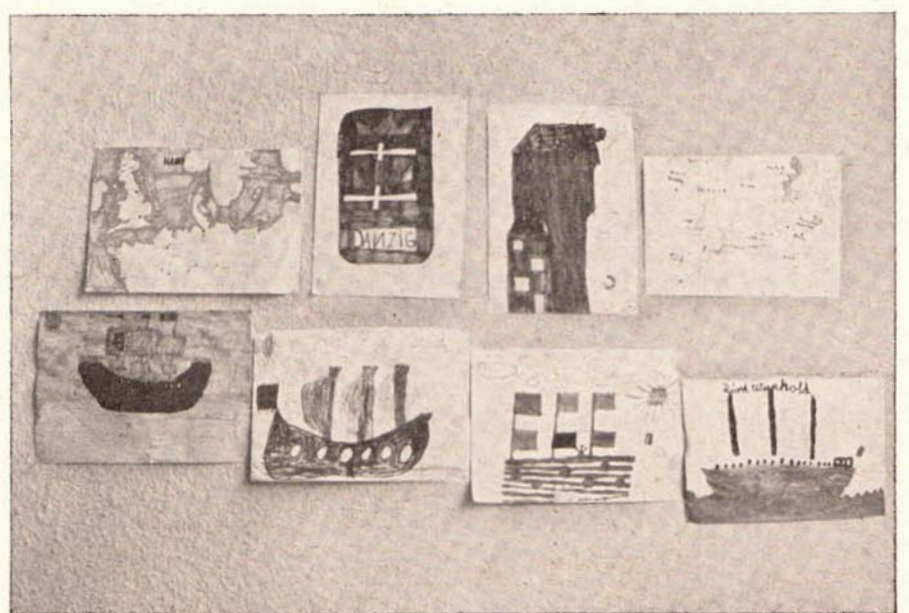
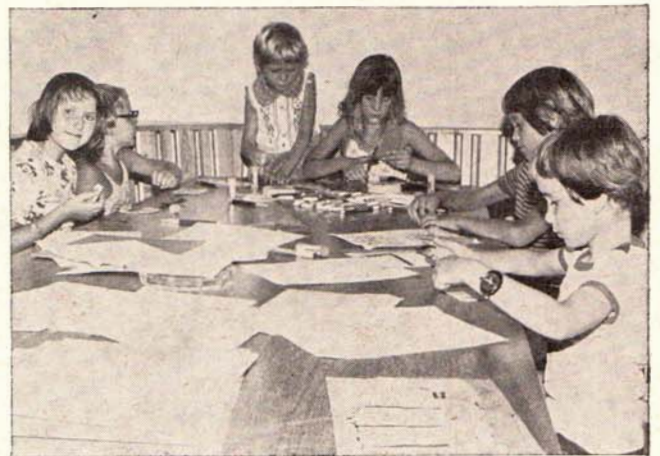
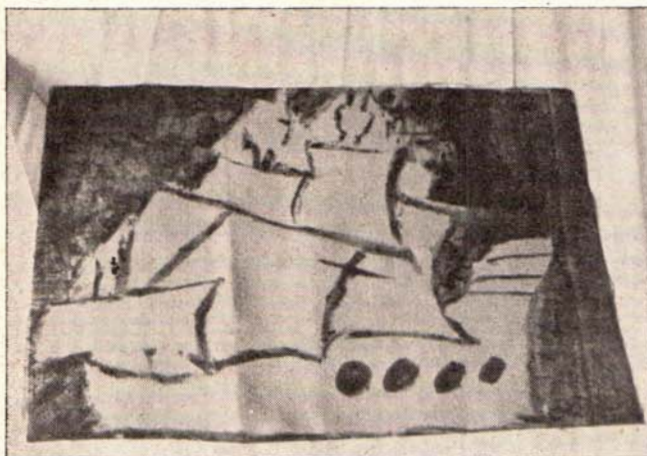
# Von Hansekoggen -

oder aus unserem Kinderprogramm

Seit einigen Jahren ist es in Gemen Brauch, daß den beim Treffen anwesenden Kindern ein eigenes Bildungsprogramm angeboten wird. Das diesjährige Thema war der Hanse gewidmet. Was in den Vormittagsstunden des Donnerstag, Freitag und Samstag unter Leitung von berufsmäßigen Pädagogen erarbeitet worden war, wurde an den jeweiligen Nachmittagen von den Kindern in künstlerische Werkarbeit umgesetzt. Sie wurden dabei von Frau Nitschke und Frau Mahren fachmännisch angeleitet.

Es ist immer wieder erstaunlich, mit welchem Eifer und welcher Ernsthaftigkeit die Kinder bei der Sache waren, und das in den Ferien!

Diese Bildseite soll einen Eindruck vermitteln von der Arbeit und den Ergebnissen dieser Arbeit.



# Albert Posack zum Gedächtnis

Es war eine schwere, ja harte Zeit, in der ich Herrn Posack kennenlernte. Im Februar 1933 war der Vorsitzende der Zentrumsparlei der Freien Stadt Danzig, H. H. Pfarrer Bruno Lemke, gestorben. Damals war in Deutschland schon die nationalsozialistische Partei an die Macht gekommen. Man suchte für Pfarrer Lemke einen Nachfolger. Dabei war man sich bewußt, daß es bei einer zu erwartenden nationalsozialistischen Regierungsübernahme auch zu weltanschaulichen Kämpfen kommen würde. Deshalb müsse, so meinte man in den führenden Kreisen der Danziger Zentrumsparlei, als Nachfolger für Pfarrer Lemke wieder ein Priester gefunden werden. Der damalige Stellvertretende Vorsitzende der Partei, Herr Baumeister Bergmann aus Brösen, teilte mir das mit und bat mich, den Vorsitz zu übernehmen.

Nachdem ich die Angelegenheit dem geistigen Führer der Partei, Prälat Anton Sawatzki, der den Vorschlag freudig begrüßte, und unserem Bischof Eduard Graf O'Rourke, der mich dazu ebenso ermunterte, besprochen hatte, sagte ich zu. Meine Wahl erfolgte bald danach auf einem Delegiertentag der Partei.

Als einer der ersten begrüßte und beglückwünschte mich zu dem neuen Amt der Parteisekretär Herr Posack. Ich nahm alsbald mit ihm Fühlung auf.

Schnell lernte ich Herrn Posack schätzen. Es fielen mir auf: sein klares politisches Urteil, sein Fleiß und seine Energie, sein gar nicht aufdringliches Wesen und seine Treue zur Zentrumsparlei. Letzteres war damals, besonders nach der Volkstagswahl im Frühjahr 1933, durch welche die Nationalsozialisten mit 50,02% der abgegebenen Stimmen über die absolute Mehrheit im Volkstag verfügten, wo so viele wankten und schwankten, gar nicht selbstverständlich.

Wir haben dann sehr harmonisch zusammengearbeitet: in der Erledigung der anfallenden Bürosachen, bei Veranstaltungen der Partei — ich erinnere an die großen Zentrumsversammlungen in der Danziger Sport- und in der Messehalle, die Herr Posack glänzend vorbereitet hatte — bei Besuchen der Ortsgruppen der Partei auf dem Lande,

die durch die dortigen Nazis sehr terrorisiert wurden usw. Herr Posack wankte auch nicht, als er überfallen und zerschlagen wurde — ich erinnere an die Überfälle, einmal in Altschottland durch Jung-Nazi-Rowdies, ein anderes



Albert Posack †

Mal im Volkstagsgebäude, wo er durch Nazi-Abgeordnete blutig geschlagen wurde, wo ihn vor Schlimmerem unser treuer Abgeordneter Carl Formell schützte, der aber auch nur „mit einem blauen Auge“ davonkam.

Herr Posack blieb trotz allem treu, treu bis zum Ende der Zentrumsparlei der Freien Stadt Danzig, die am 20. Oktober 1937 durch den Danziger Polizeipräsidenten verboten wurde.

Hervorgehoben sei, daß Herr Posack ein glühender Patriot war. Schon im Ersten Weltkrieg, gegen Ende desselben, hatte er „des Kaisers Rock“ anziehen müssen — er war damals 17 Jahre. Gern erinnerte er sich an diese Zeit. Im Zweiten Weltkrieg mel-

dete er sich freiwillig zum Heer, auch aus dem Gedanken, dort vor eventuellen Schikanen der Nazis sicher zu sein. Seine soldatische Tüchtigkeit beweist die Tatsache, daß er zum Leutnant und zum Hauptmann der Reserve befördert wurde.

Nach dem Kriege war Herr Posack nach Aalen in Württemberg gekommen. Da er dort bald mit dem CDU-Abgeordneten Fühlung aufnahm und ihn in seiner politischen Tätigkeit unterstützte, veranlaßte dieser ihn, nach Bonn übersiedeln. Er wurde im Bundeskanzleramt als Amtsrat angestellt und amtierte dort bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1966. Danach widmete er sich mehr seinen Angehörigen und half besonders einer Tochter in Bonn, die mit einem Kaufmann verheiratet war, in der Buchführung.

Ich habe Herrn Posack nach dem Kriege öfters getroffen: in Bonn, wohin ich zu wissenschaftlichen Tagungen fahren mußte, besonders auch in Gemen. Er war der alte geblieben, freundlich, konziliant, nicht aufdringlich, geistig rege, aufgeweckt für alles Gute, Neue und vor allem ein treuer Katholik. Auch blieb er unentwegt mit der Heimat verbunden. Das beweisen seine vielen Aufsätze, die er für unseren Heimatbrief schrieb, und seine Zugehörigkeit zum Vorstand des Adalbertuswerkes. Vielleicht wäre noch an anderes zu erinnern.

Nun hat ihn Gott in die ewige Heimat heimgeholt. Gern gedenken wir seiner: ein edler, tüchtiger Mann, der uns Danzigern wohl fehlen wird.

Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Dr. Richard Stachnik

*Albert Posack war bis zur Auflösung durch die Nationalsozialisten führendes Mitglied der Zentrumsparlei in der Freien Stadt Danzig. Ihm hat der letzte Hohe Kommissar des Völkerbundes Carl Jacob Burckhardt ein ehrendes Denkmal gesetzt und ihn als einen Mann gekennzeichnet, wie wir ihn kannten, als einen aufrechten, standhaften Kämpfer für Demokratie und Freiheit über die Interessen der eigenen Partei hinaus:*

*„Posack protestierte gegen Präventiv- und Schutzhaft. Ursprünglich sei man für 14 Tage festgenommen worden, jetzt aber, erklärte er, bereits für drei Monate, d. h. die Haftfortdauer werde von nun an unbegrenzt sein. Er erhob sich mit Leidenschaft gegen die Abschaffung der Pressefreiheit, gegen die Lügenpropaganda, die Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei die Ermordung von SS-Männern vorwerfe, wobei die Mörder einzig jene Schwarzen seien“. (Mit den Schwarzen sind hier die schwarzuniformierten SS-Leute gemeint. Die Red.)*

*Entnommen aus: C. J. Burckhardt, Meine Danziger Mission. Seite 87.*



# Beispiele für Wechselbeziehungen für Religiosität und Volkscharakter im deutsch-polnischen Grenzraum

Herr Pfarrer Rosenkranz, Religionslehrer und Lic. theol. in Offenbach, war für die Gementeilnehmer in zweifacher Hinsicht eine Neuentdeckung: einerseits war er als Danziger Geistlicher beim 30. Gementreffen zum erstenmal dabei, andererseits erwies er sich als guter Kenner der Verhältnisse zwischen Polen und Deutschen in unserer Heimat dadurch, daß er im Bereich Neustadt — Danzig aufgewachsen ist und zweisprachig erzogen wurde. Er erwies sich für das ihm gestellte Thema geradezu als prädestiniert, und so entstand bei den Zuhörern durch seine im Referat erkennbare Detailkenntnis die Hoffnung, daß die Lücke, die der Tod von Prof. Manthey für die Arbeit des Adalbertus-Werkes hat entstehen lassen, durch eine weitere Mitarbeit von Herrn Pfarrer Rosenkranz wenigstens teilweise ausgefüllt werden könnte.

Durch zeitliche Begrenzung in der Vorbereitung etwas behindert — die Einladung erfolgte erst nach Absage verschiedener anderer vorgeschlagener Referenten sehr kurzfristig — bot uns Herr Pfarrer Rosenkranz doch einen großen Überblick über die Wechselbeziehungen, die sich in unserem heimatlichen Raum zwischen Deutschen und Polen durch viele Jahrhunderte hindurch entwickelt haben. Deutlich wurde vor allem, daß es besonders im religiösen Bereich ein so herzliches Beieinander gegeben hat, daß im allgemeinen von Feindschaft keine Rede sein konnte.

Der Referent ging aus von den historischen Gegebenheiten, die sich in unserem Raum besonders durch das Wirken des deutschen Ritterordens und später durch die Hanse entwickelt hatten. Der Raum zwischen Weich-



Pfarrer Rosenkranz

sel, Bug, Ostsee und Karpaten war über Jahrhunderte hinaus ein Raum intensiver Völkervermischung ohne feste Grenzen, in dem alles fließend war. So entstand in unserer Heimat eine Mischbevölkerung, die pruzzische, kasschubische, polnische und deutsche Elemente miteinander verband.

Der Referent nannte für die Wechselbeziehungen drei wesentliche Ebenen:

### 1. Die rein menschliche Ebene

Liebe und Heirat kennen keine Grenzen; so war das Band der Verwandtschaft das stärkste, das sowohl die einfache Bevölkerung des Landes als auch besonders den Adel über die Schranken von Sprache und Volkszugehörigkeit verband.

### 2. Die Ebene des Handels

Besonders durch die Hanse geschaffen, bestand diese Ebene weiter bis in unsere Zeit, wo über die Grenzen hinweg die enge Beziehung der Kaufleute den Austausch der Waren, aber auch immer wieder den Austausch menschlicher Beziehungen gefördert haben.

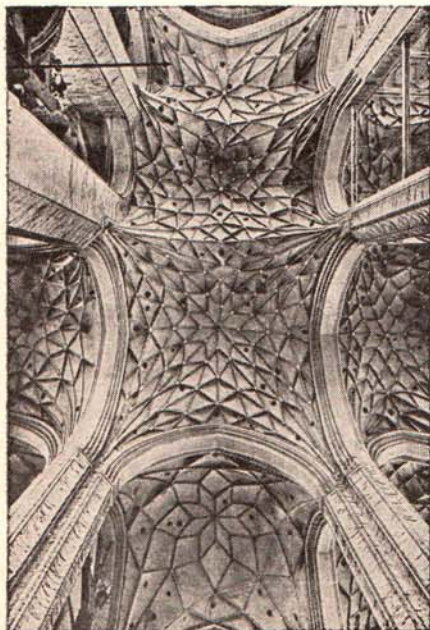
### 3. Die Ebene der Religiosität

Die Entwicklung des christlichen Glaubens in unserer Heimat, die aus vielen verschiedenen Quellen gespeist wurde, hat besonders im 16. und 17. Jahrhundert in Danzig ein so festes religiöses Fundament geschaffen, daß selbst die Wirren der Reformation eigenartige Phänomene der Gemeinsamkeit und gegenseitiger Toleranz sowohl zwischen den Sprachen als auch zwischen den Konfessionen nicht haben beseitigen können. Herr Pfarrer Rosenkranz nannte hierfür folgende Beispiele: Zu Beginn des 16. Jahrhun-

derts gab es an allen Danziger Kirchen je einen deutschen und einen polnischen Prediger; feindliche Beziehungen wegen der Sprache gab es nicht; auch nach der Reformation wurde in Danzig von den Protestanten der Peterspfennig nach Rom abgeführt; Prozessionen und Wallfahrten — besonders nach Neustadt — wurden noch im 16. Jahrhundert gemeinsam von Deutschen und Polen unter Teilnahme von Katholiken und Protestanten durchgeführt; 1625 gab es in Danzig noch eine Fronleichnamsprozession der Protestanten.

Leider sind diese Gemeinsamkeiten im 19. Jahrhundert immer mehr untergegangen, besonders nach 1871. Aber auch da gab es Akte der Solidarität: im Kulturkampf schlugen sich viele eingesessene Danziger auf die Seite der Polen, die Gemeinsamkeit des Glaubens über die Nationalität stellend.

In der sehr lebhaft geführten Diskussion wurden noch viele Beispiele des Brauchtums in unserem Grenzraum erwähnt; es wurde offenbar, daß hier noch vieles einer genaueren Untersuchung bedarf. Herr Pfarrer Rosenkranz gab dann abschließend noch einige detaillierte Anmerkungen zur Herkunft des Danziger Kirchenliedgutes. Es ist zu hoffen, daß gerade auf diesem Gebiet in nächster Zukunft genauere Untersuchungen Ergebnisse bringen, die uns helfen, das historisch-wertvolle und für die weitere Pflege wichtige Danziger Kirchenliedgut zu bestimmen und zu bewahren. Wir hoffen und wünschen, daß Herr Pfarrer Rosenkranz uns besonders bei dieser Arbeit unterstützen wird. G. N.



St. Marlen - Gewölbe



In der festlichen Stunde: (Von l. n. r.): Prof. Lenz-Medoc, Prälat Prof. Wothe, Dechant Gödecke, Rektor Volkenhoff.

# Die Lage der polnischen Volksgruppen im Deutschen Reich nach 1871

Das Referat von Herrn OStR Bauer zu diesem Thema war in zwei Teile gegliedert: einen kurzen Überblick über die Geschichte Polens bzw. der Polen von der ersten Teilung 1772 bis zur Gründung des Deutschen Reiches 1871 — und eine Darstellung der Lage der polnischen Minderheit seit 1871 im Deutschen Reich, besonders in der Provinz Posen.

Im ersten Teil stellte der Referent den Zusammenhang der polnischen Reform- und Befreiungsversuche mit den revolutionären Ideen der amerikanischen wie französischen Revolution heraus. (Kosciuszko, der Führer des polnischen Aufstandes von 1793 war zuvor Adjutant Washingtons im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gewesen — sein Grab in der Krönungskirche in Krakau wurde ein nationales Heiligtum.) Die polnische Sprache und die römisch-katholische Religion blieben das einigende Band der seit 1795 auf die Staaten Preußen, Rußland und Österreich aufgeteilten Polen. Es ist verständlich, daß die Kirche für diese „Nation ohne Staat“ — je länger, je mehr — eine besondere nationale Bedeutung erhielt. Andererseits wird man bei dem polnisch sprechenden Bevölkerungsanteil in den verschiedenen preußischen Ostgebieten ein recht unterschiedliches nationales Bewußtsein voraussetzen können: ein sehr viel ausgeprägteres in der mehrheitlich polnisch bewohnten Provinz Posen — und dort wieder ein stärkeres bei Kleinadel und Bürgertum als bei der Landbevölkerung, — ein schwächeres in Pommerellen und Schlesien, (Gar keins bei den evangelischen Masuren in Ostpreußen).

Aus zwei Gründen bedeuten die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen deutlichen Einschnitt in der Entwicklung des Nationalbewußtseins der Polen in diesen Gebieten: Erstens bezog die Gründung des Deutschen Reiches auch Posen und Pommerellen, die bis dahin nur zu Preußen gehört hatten, in das neugegründete Deutschland mit ein und machte so alle seine Bewohner zu Untertanen eines deutschen Kaisers. Zum zweiten hatte der sogenannte Kulturkampf gegen die katholische Kirche eine tiefgreifende Wirkung. Diese Auseinandersetzung wurde von den deutschen Nationalliberalen für die Freiheit der Kultur (d. h. ihre Unabhängigkeit von kirchlicher Beeinflussung) unterstützt, von Bismarck jedoch mehr aus machtpolitischen Erwägungen geführt, aus Sorge um den Bestand des jungen Deutschen Reiches, weil er fürchtete, daß die Bindung der Katholiken an Rom stärker sein könnte als ihre Beziehung zum Reich. Die Folgen waren anders, als Bismarck erwartet hatte: Die ge-

samte polnische Bevölkerung — nicht nur Adel und Bürgertum — in Posen und Pommerellen solidarisierte sich mit dem durch die Kulturkampfgesetze bedrohten Klerus, allen voran dem zwei Jahre lang inhaftierten Erzbischof von



OStR Bauer

## „BIS NÄCHSTES JAHR!“

Wie ein Dreizehnjähriger das 30. Gementreffen gesehen hat, zeigt folgender zusammenfassender Bericht von Norbert Czerwinski.

Gemen '76 — das war wieder ein unvergleichliches Erlebnis! Dieses Jahr nahmen nicht so viele Jugendliche an der Tagung teil wie letztes Jahr. Bei den Themenreisen der Jugend kam man jedoch ein Stück weiter. Nach dem geglückten Start am Donnerstagvormittag mit der „Einführung in Thema und Aufgaben der Tagung“, geleitet von Monika Schulz aus Haltern, Vorstandsmitglied der Adalbertusjugend, fehlte Pater Gregor Zippel aus Würzburg, der einen Vortrag zum Thema „Mensch — Religion — Kirche“ halten sollte. An seine Stelle trat Gerhard Erb. Es wurde ein Film gezeigt, welcher als Vorbereitung für das Referat von Prof. Dr. Gotthold Rhode „Polnische und deutsche Geschichtsschreibung“ am Samstag dienen sollte.

Der Freitag begann wie jeder Tag mit einer Eucharistiefeier, an diesem Tage gestaltet von den Jugendlichen.

Danach hielt E. Schulz aus Haltern einen Vortrag über das Thema „Feind-Freund, wie gleichgültig ist mir der Nachbar?“ Anschließend meditierten die Jugendlichen unter Leitung des neuen, noch relativ jungen Rektors der Jugendburg, Volkenhoff.

Für den Nachmittag war ein Zusam-

mentreffen mit jugendlichen Spätaussiedlern vorgesehen. Diese konnten aber leider nicht erscheinen. Deshalb führte man kurzerhand ein Rollenspiel zum Thema „Spätaussiedler“ durch.

Am Samstagmorgen gestalteten die Kinder die Messe. Zusammen mit den Erwachsenen beteiligten wir uns an dem Referat von Prof. Dr. Rhode. Für uns, die Jugendlichen, war es nicht so sehr interessant, da die Themen der Adalbertus-Jugend mit Rollenspielen, Gesprächen, Diskussionen etc. zu behandeln versucht wurden. Bei den Erwachsenen dagegen hält einer einen den Vortrag. Diese Form kennt die Jugend zwar, bevorzugt sie aber nicht. Auf der Jahreshauptversammlung der Adalbertus-Jugend wurde u. a. der Verlauf der Gementagung besprochen. Es wurden aber auch Termine für die Jahresarbeit beschlossen und um zahlreiche Teilnahme an den Treffen gebeten.

Am Sonntagmorgen war für die Kinder ein Fest veranstaltet worden. Am Nachmittag war die Danziger Vesper mit dem Apostolischen Visitator der Danziger Katholiken, Msgr. Prof. Dr. Franz Josef Wothe. Danach fand die Festliche Stunde statt mit einem Referat von Prof. Paulus Lenz-Medoc aus Paris „Christen als Brückenbauer“.

Am Montagfrüh ging man dann auseinander mit den Worten: „Bis nächstes Jahr!“